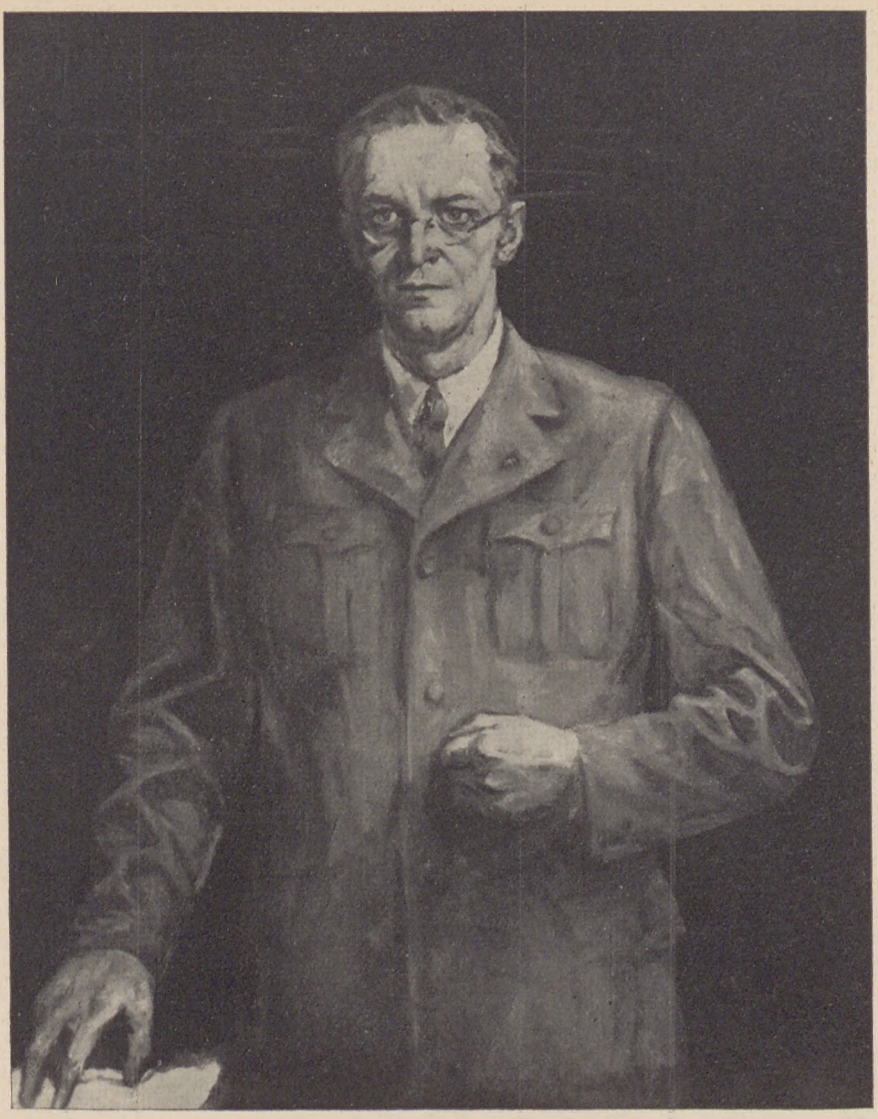


Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1 Oktober 1938 Heft 8

Sudetendeutsches Bekenntnis

Wir glauben an Deutschland, unsere alleinige Mutter, Gebärerin unseres Seins von Ewigkeit zu Ewigkeit, Ahnenerbe und Vermächtnis den Kindern aus unserm Blute in aller Zukunft, allen Samens und aller Geburt Mutterschoß, Born all unserer Schöpferkraft, Acker unserer Tatenlust, aller Schaffenden geliebte Heimat, Baugrund unserer Wohnstätten, Auferstehungsland aller aus unserem Geblüt erschaffenen Formen, Gestalten und Werke, Garten unserer Liebeskraft, Burg und Hort unserer Sitte, Wohnstadt unserer Toten, Wiege unserer Kinder, Ursprung aller Wasser des Stromlandes Mitte, unser, da wir dich atmen im Weihrauch der Wälder, Wiesen und Felder, unser, da wir dich essen in Garbe und Frucht, unser, da wir dich trinken in den Säften aus Erde und Sonne in Wasser und Wein, unser, da du uns alles dies spendest aus übermäßiger Liebe, zeugender, schöpferischer Urgrund unseres Volkes.

Wir glauben an die kämpfende, schaffende Gemeinschaft unseres Volkes, die aus der Ewigkeit kommt und in die Ewigkeit weist, die geheiligt ist durch die Berührung mit der Muttererde in Arbeit und Tun, die allen Samen und alle Frucht unseres Leibes umschließt. Wir glauben an die zeitlose Gemeinschaft mit unseren Toten, die in Tat und Werk und Opfer das ewige Deutschland uns darlebten, wir glauben an ihre Auferstehung in unserm irdischen Tun. Sie wohnen uns bei im Wirken und Wandeln, in all unserem Sinnen und Trachten.

Wir glauben an das kommende Reich aller Deutschen, durch das sich das ewige Reich mit dem irdischen verschwistert. Wir glauben an des heiligen Reiches Kraft und Herrlichkeit, das berufen ist, im Stromland Mitte sein Gesetz und seine Ordnung aufzurichten, ein Bannerträger der wahren Freiheit, ein Hort des Friedens, ein Schirmherr aller Schaffenden, ein Zornesschwert wider alle Feinde unserer gerechten Ordnung.

Wir bekennen: All unser Schaffen und Trachten, all unsere Liebe gehören dir, Reich der Gerechtigkeit, Leib unseres Willens, Gestalt unseres Daseins, Fackel unseres Glaubens, Burg unserer Kraft. Dich werden wir verteidigen mit Leib und Leben, dich werden wir lieben, dir werden wir leben und sterben immerdar.

Ernst Leibl

Heinz Kindermann

An die sudetendeutschen Dichter

Den treuesten Helfern Henleins zur Heimkehr ins Reich

In diesen Freudentagen einer friedlichen Heimkehr der Sudetendeutschen ins Reich gilt einer der herzlichsten Grüße euch, ihr Dichter des Sudetenraumes; denn ihr wart die treuesten Helfer Henleins. Ja, schon seit Jahrzehnten habt ihr den heutigen Tag der Gerechtigkeit vorbereiten helfen! Ihr vor allem habt unermüdlich die blutende Wunde des deutschen Volkskörpers mit leidenschaftlicher Anklage bloßgelegt. Ihr vor allem habt Zeugenschaft abgelegt von der Not und von der unerschütterlichen Treue des ganzen Sudetendeutschtums. In euren Dichtungen erhielt das Antlitz des Sudetendeutschen die Züge des harten Opfergeistes, den nicht erst jetzt hunderte eurer Landsleute mit dem Leben, tausende mit Wunden und im Gefängnis für ihr Volkstum bezeugten. Von euren Romanen und Erzählungen, von euren stürmischen Gesängen her wurde auch den Binnendeutschen des neuen Reiches klar, um welche Vergewaltigung und um welche Befreiungspflicht es nun gehe.

Ihr wart es, die uns die liebenswerte Landschaft zeigtet, in der ihr lebt und schafft. Ihr wart es, die uns den unsagbaren Fleiß des sudetendeutschen Bauern und Arbeiters offenbartet. Und aus euren Dichtungen flammte der heilige Zorn empor über die, die euren Kindern die deutsche Schule und ihren Vätern Brot und Arbeit nahmen. Euer Schwur des ewigen Trotzdem! aber hat uns alle tief ergriffen und bereitgemacht, dem Führer auf dem Weg zu eurer Befreiung bedingungslos zu folgen.

Viele von euch leben schon seit Jahr und Tag mitten unter uns im Altreich oder in der Ostmark, um von dort her ohne Kontrollschikanen für das Lebensrecht eurer Landsleute einzutreten. Selbst schon im Bereich der alten Donaumonarchie hatten ja einige von euch, allen voran Hohlbaum, Strobl und Watzlik, die Stimme der Warnung erhoben. Sie haben das historische Verdienst, die politische Gattung des grenzdeutschen Romans geschaffen zu haben — und geschaffen aus einer unbändigen Liebe zu ihrer Heimat, zum Ideal des Großdeutschen Reiches und zur Lebenssicherheit ihres ganzen Volkes. Blieben sie damals auch ungehört — heute wird ihnen unser doppelter Dank zuteil für diese historische Dichtertat. Wie sehr aber hat seitdem auch Kolbenheyer sein Wort erhoben für seine Heimat! Wie oft haben Bruno Brehm, der nun in den Reihen des Freikorps steht, und Gottfried Rothacker, wie eindringlich haben Hans Deissinger und Ernst Egermann das Bild der bedrängten Heimat beschworen, um die Deutschen aller Gaue hinzuweisen auf dieses so sehr gefährdete tausendjährige Erbe deutschen Bodens und deutscher Kultur, deutscher Arbeit und deutscher Beharrung.

Euch aber, die ihr daheim bis zum Letzten bliebt und auch das Schlimmste miterlebtet, auch grüßen wir besonders herzlich: Gustav Leutelt, den greisen Sänger des „Glaswalds“ und Emil Merker, den leidenschaftlichen Rufer des Saazer Landes; Karl Franz Leppa, den mutigen Vorkämpfer für das Erbe derer, die dort lang schon in „deutschen Gräbern“ der Auferstehung ihrer Heimat harren, und vor allem Wilhelm Pleyer, der uns in seinen Romanen mit die tiefsten Einblicke in Wirrnis und Trotz, in Pflichtgeist und Verantwortungsbewußtsein der Sudetendeutschen schenkte. Von ihm stammt jenes sehnsuchtsvolle Wort vom „größeren Deutschland“, das heute endlich seine Er-

füllung findet und das auch vielen von uns inmitten des Reiches als heiliges Ziel voranleuchtete. Und wir grüßen alle die Jungen rund um Henlein: Ernst Frank und Rudolf Witzany, ganz besonders aber die nächsten kulturellen Helfer Henleins: Franz Höller und Josef Schneider[1]). Ihr aller Gesang galt ja seit langem der „Wende", von der sie mit inbrünstigem Glauben und unerschütterlicher Zuversicht kündeten. Sie alle sangen immer wieder dieses „Lied der Kommenden", das Befreiung verhieß und die neue deutsche Lebensform gestalten half, das von der „größeren Heimat" sprach und mitten in der Schmach der Demütigung die Wiederherstellung des „göttlichen Rechtes" verhieß:

„Wir ragen kräftig in die Zeit,
ein hoher, dir erbauter Turm,
und willst du, sind wir schüttelnder Sturm
durch morscher, verdorrter Wälder Gebreit,
und willst du, sind wir sengende Glut
in tausend Feuern und reißende Flut.

Wir sind ein betender Turm in der Nacht,
aus dem Fluch ein jauchzender Lobgesang,
wir sind ein heißer, stammelnder Dank,
mitten aus Haß dir dargebracht,
wir sind ein Gottesstreitergeschlecht,
ein Kreuzzugsheer für dein göttliches
Recht."

Hundert andere Worte der gleichen völkischen Verheißung könnten diesen Versen des Arbeitersohnes und Werkstudenten Josef Schneider an die Seite gerückt werden, von alten und jungen aus diesem leidgesegneten Sudetenland voll der reichsten Begabungen, denn nun ist ja auch Friedrich Bodenreuths Wort zur politischen Wahrheit geworden: „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland". Wir grüßen heute euch alle, ihr dichterischen Sprecher und Künder eurer bedrängten und nun bald endgültig befreiten Sudetenheimat. Euer Einzug ist die Vollendung eures und unseres Traumes. Sudetenraum und Ostmark bleiben auch nun noch die Vorposten des Deutschtums — aber nun als stolze Burgen eines machtvollen Großdeutschen Reiches, das wir allesamt dem einen danken, der unseren Traum zur Tat werden ließ.

Das Wort aber, das einer von euch, Karl Franz Leppa, einem Böhmerwäldler Bauernsohn ins Lebensbuch schrieb:

„Es lebt ein Volk nur, wenn es an sich
glaubt!
Und säe weit und breit ins Land hinaus
den goldnen Samen deutscher Eintracht
aus:
Es wachse über Grenze, Pfahl und Stein
ein Volk vom Böhmer Wald bis an den
Rhein!"

Dies Wort wird uns allen erst recht nun ein Leitwort werden, seit wir euch in unserer Mitte wissen. Euer Wort hat geholfen, mehr als drei Millionen Deutschen den Weg zur Heimkehr ins Reich zu ebnen. Unser aller Dankespflicht sei es, euer Werk als Mahnung und ewige Verpflichtung lebendig zu erhalten in uns und es als Dokument einer großen völkischen Liebe weiterzugeben von Geschlecht zu Geschlecht!

[1]) Vgl. die in diesem Heft veröffentlichten Gedichte von Josef Schneider.

Gottfried Rothacker

Bojerheim / Böhmen / Sudetenland

Böhmische Geschichte, so oder so gesehen

Geschichtsforschung wird, im großen und ganzen gesehen, in zweierlei Art und Absicht betrieben. Einmal will sie die Tatsachen und Zusammenhänge vergangener Ereignisse feststellen und ausdrücken, lediglich in der Absicht, Klarheit zu schaffen über Dinge, die für ein Volk und darüber hinaus für die Menschheit von Bedeutung sind. Diese Wissenschaft ist bemüht, die Wahrheit zu suchen um ihrer selbst willen und sie erfüllt damit zweifellos eine der großen Aufgaben der Kultur. Diese Geschichtsforscher bemühen sich, nicht nur die Geschichte des eigenen Volkes zu ergründen, sondern sie bringen auch großes Verständnis der Geschichtsforschung anderer Völker entgegen, und es ist keine Frage, ob diese Art der Forschung den Völkern zum Vorteil gereicht, sondern eine eindeutige Bejahung.

Wenn wir in dieser Beziehung einen betrachtenden und prüfenden Blick auf die Erforschung der böhmischen Geschichte werfen, wobei der Begriff „böhmisch" nicht als volklicher, sondern nur als regionaler festzustellen ist, weil es keine „Böhmen" gibt, wie man in weiten Kreisen noch irrtümlich glaubt. In Böhmen leben als streng voneinander unterschiedene Völker Deutsche und Tschechen. Wenn wir also einen Blick auf die Geschichtsforscher dieses Landes werfen, so müssen wir, wenn wir die Dinge richtig erkennen wollen, folgende Tatsachen unserer Betrachtung zugrunde stellen: Deutsche und Tschechen erforschen beide sowohl die Geschichte des Landes, das sie bewohnen, als auch die Geschichte ihrer Völker, die dieses Land bewohnen und die fast seit jener Zeit, da ein erstes, klares Erkennen uns einen Einblick in das geschichtliche Geschehen gibt, in einer Gemeinschaft leben, die schicksalsmäßig bestimmt und bedingt ist von Anfang an. Dieses Zusammenleben der beiden Völker war jedoch nur in den ersten Jahrhunderten der geschichtlichen Zeit, in der aber manche Einzelheiten selbst heute nach so langer und gründlicher wissenschaftlicher Forschungsarbeit noch nicht eindeutig geklärt sind, ein friedliches und für beide Völker daher fruchtbares. Gegen Ende des Mittelalters, als das Land einen Höhepunkt seiner kulturellen Entwicklung erreicht hatte und auch seine politische Macht in Europa mitbestimmend war, da erwachte, aus verschiedenen neuen Zeitströmen heraus jener Zwiespalt zwischen Deutschen und Tschechen, der seither, das sind etwa fünfhundert Jahre, kein Ende mehr gefunden hat, dieser Zwiespalt, der seine erste, in der Geschichte hellaufleuchtende Erscheinung in der Hussitenzeit gefunden hat. Wenn über diesem gewaltigen Kräftespiel der zwei Völker dann auch vorübergehend, aber doch für längere Zeitspannen, die dynastischen Mächte die Oberhand hatten und das Schicksal der Völker nach ihrem Willen, der angeblich von Gott bestimmt und daher göttlich war, bestimmten, so waren die natürlichen Volkskräfte doch dauernder, weil sie von Natur aus gegeben waren und nicht aus dogmatischen, kirchlichen oder weltlichen Bestimmungen heraus. Mit dem Zeitalter der Aufklärung begann das Erwachen der Völker zu einem klaren Bewußtsein ihres Volkstums. Was vorher in den Tiefen schlummerte, unbewußt, aber doch dauernd wirksam, gefesselt von äußeren Gewalten, aber stets angespannt und durch das Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung mit immer stärker gespannten Kräften, das brach damals plötzlich durch, als durch die Kräfteverschiebungen der oberen Schichten untereinander der Druck auf den Untergrund mit einem Male so

schwach wurde, daß die zusammengepreßten, volklichen Kräfte frei wurden. Wie ein Vulkan, der Jahrhunderte ruhig daliegt, solange der gleichbleibende Oberschichtendruck die unter ihm liegende flüssige Magmaschichte in fester Form hält, auf einmal diese unterirdischen Gewalten herausstößt, wenn die Druckverhältnisse durch äußere Einwirkungen sich mindern, so brach das nationale Bewußtsein bei den Völkern durch, als der Glaube an die gottgewollten Nationalitäten durch die Aufklärung und den ihr folgenden Liberalismus erschüttert wurde. Fast alle Staaten Europas haben diese Veränderung, einige freilich viel später, mitgemacht.

In Böhmen, und damit natürlich auch in den anderen Sudetenländern Mähren und Schlesien, in denen, abgesehen von stammlichen Verschiedenheiten, ähnliche nationale Verhältnisse bestehen wie in Böhmen, wurde das nationale Erwachen der Tschechen durch die Wirksamkeit der deutschen Klassik und Romantik vorbereitet. Goethe und Herder haben, freilich aus falschen Vorstellungen heraus, durch ihre wirksame Anteilnahme die schlafenden Kräfte in den Slawen erweckt; die Einwirkung nur dieser beiden wurde durch ihre Weltbedeutung noch außerordentlich verstärkt. Deutsche Männer opferten ihre Volkszugehörigkeit auf, um dem tschechischen Erwachen dienen zu können. Es seien aus der Fülle nur zwei Namen genannt, Jungmann, der eigentliche Begründer der tschechischen Schriftsprache, und im 19. Jahrhundert Heinrich Fügner, der tschechische Jahn. Beide waren Deutsche; Jungmann mußte das Tschechische erst lernen, ehe er sein Lebenswerk durchführen konnte. Damit sind wir in jener Zeit, die ihren sinnfälligsten Ausdruck in den Sturmtagen des Jahres 1848 findet. Damals errang der Absolutismus mit Hilfe einer gewissen geistigen Reaktion einen letzten Sieg, aber nur scheinbar. Denn von jenen Tagen an war sein Untergang unabwendbar beschlossen.

Die Deutschen in Böhmen gingen damals aus ihrem deutschen, klassischen Idealismus heraus mit den Tschechen zusammen, obwohl diese durch Männer wie Havlitschek eindeutig erklärten, daß sie ihre Vorherrschaft in den Sudetenländern erkämpfen wollen und die Deutschen nur als Schützenhilfe ansehen. So haben denn auch in der folgenden Zeit die Tschechen die Erfolge eingeheimst, während die Deutschen mit dem scheinbaren Vorrecht der Staatssprache, aber nur außerhalb der Sudetenländer, abgespeist wurden und ansonsten mit leeren Händen ausgingen.

Erst jetzt, da es fast zu spät war, erkannten die Sudetendeutschen, welch falsches, zwiespältiges Spiel man mit ihnen getrieben hat. In ihr erwachtes Nationalbewußtsein dämmerte die Erkenntnis hinein, daß ihr Kampf nicht nur ein Kampf um politische Rechte im Rahmen der österreichischen Monarchie war, in dem sie überdies als Dank des Hauses Habsburg manche einschneidende Einbuße erlitten, sondern daß ihr Kampf ein Kampf um ihr nacktes Dasein war. Denn damals begannen die Tschechen, gestärkt durch Hilfe von außen her, vor allem von Rußland, und durch ihren wachsenden Einfluß in den slawenfreundlichen österreichischen Regierungen, ihre unteilbaren Rechte und Ansprüche auf die gesamten Sudetenländer mit allen Kräften und Mitteln durchzusetzen. Sie begründeten ihre Ansprüche mit Hilfe zahlreicher deutscher Mitläufer, von denen der alle klaren Vorstellungen verwirrende Begriff „Böhme", „böhmisch" mit dem Sinn „Tscheche und tschechisch" in das kulturelle Leben eingeführt wurde und die unter den Namen Meißner, Ebert und andere die tschechische Geschichte und Sage in deutschen Dichtungen zu verherrlichen begannen. Mitten hinein auf diesen quellenden Volksboden stellte sich dann der tschechische Heros, Politiker und Historiker Franz Palacky, der mit seiner dreibändigen, in deutscher Sprache zuerst herausgegebenen „Geschichte Böhmens" den Tschechen alle ihre Ansprüche auf das unteilbare Land geschichtlich begründete, in dem er den Nachweis konstruierte, daß die Deutschen erst 600 Jahre nach den Tschechen als Kolonisten und Eindringlinge nach Böhmen gekommen seien und daher kein Recht auf dieses Land hätten.

Damit begann der nationale Kampf in der modernen Form mit den Waffen der Wissenschaft und von da an gibt es für

Böhmen eine Geschichte so und so gesehen, worauf nun näher eingegangen wird.

Als die Tschechen zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus ihrer volklichen Verschlafenheit aufgerüttelt worden waren, besannen sie sich ihrer ruhmreichen Vergangenheit. Als sie aber, je weiter sie in ihrer Geschichte zurückschauten, verschiedene Lücken fanden, die sich nicht so ohne weiteres ausfüllen ließen, da geschah ein Wunder: Zu Königinhof, einem kleinen Städtchen im östlichen Böhmen, hatte man bei der Öffnung eines alten Kirchturmknaufes eine Handschrift gefunden, auf der große Bruchstücke eines uralten tschechischen Heldenliedes, etwa in der Art des Nibelungenliedes, entdeckt wurden. Ein wahrer Begeisterungstaumel überfiel das Volk. Wissenschaftliche Untersuchungen ergaben ein Alter, das um mehrere Jahrhunderte weiter zurückreichte als das Nibelungenlied. Damit war der Beweis erbracht, daß die Tschechen lange vor den Deutschen eine blühende Kultur hatten. Das „Märchen", die Tschechen hätten Kultur und Zivilisation von den Deutschen übernommen, schien dadurch glänzend widerlegt. Selbst dann, als man die Echtheit dieser Handschrift bezweifelte und nach gründlichen Untersuchungen einwandfrei als geschickte Fälschung feststellte, nahm die Wirkung dieses falschen Kulturbeweises auf die Tschechen nicht ab. Auch Palacky, den die Tschechen als größten Geschichtsschreiber verherrlichen, setzte sich leidenschaftlich für die Echtheit der Handschrift ein, ja er machte ihren Inhalt zur Grundlage seiner Behauptung, die Deutschen in den Sudetenländern seien ausschließlich erst Jahrhunderte nach den Tschechen ins Land gekommen. Bis in die jüngste Zeit spukte diese in den Hirnen der tschechischen Forscher und auch die Politik bedient sich dauernd dieser Geschichtslüge als Hilfsmittel im Kampf gegen das Deutschtum.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat die tschechische Auffassung gründlich widerlegt. Zuerst war es der Brünner Professor Bretholz, der mit der Palackyschen Kolonisationstheorie gründlich aufräumte und den Nachweis erbrachte, daß seit Beginn unserer Zeitrechnung die Deutschen nie bis auf den letzten Mann das Land verlassen haben, dem sie den Namen gegeben haben. Denn die ersten germanischen Stämme, die Markomannen, Quaden und Hermunduren, die in den böhmischen Tiefland-kessel eindrangen und dort durch mehr als 500 Jahre als Bauern siedelten, nannten das Land nach den keltischen Bojern, die da vor ihnen lebten, Bojerheim, das dann zu Böhmen wurde. Diese deutsche Landbezeichnung ist, worauf nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann, tausend Jahre älter als die tschechische. Man kann nicht annehmen, daß ein Volk wie die Markomannen, das bodenständig war und seine Heimat jahrhundertelang gegen die Angriffe der Römer verteidigt hat, mit Mann und Maus eines schönen Tages davongezogen ist und ein so schönes und fruchtbares Land, wie es Innerböhmen und Mähren war, freiwillig im Stich gelassen hat. Wohl sind Heerzüge der Markomannen ausgezogen, wie in jenen Jahrhunderten überhaupt eine dauernde Bewegung der Völker in Europa manche Verschiebung mit sich brachte. Aber es war nur ein Teil des Volkes, kampf- und eroberungslustige Jugend, die Neuland suchte, wie das in der Geschichte sich immer wiederholt. Auch das gegnerische Zugeständnis, das gemacht wurde, indem man erklärte, die Markomannen hätten sich vor den unter der Botmäßigkeit der Awaren stehenden Slawen in die unzugänglichen Randgebirge Böhmens zurückgezogen und auf diese Weise vielleicht einen geringen Teil des später durch die Kolonisation geschaffenen Sudetendeutschtum gestellt, ist unrichtig, es ist unmöglich, daß ein ackerbautreibendes Volk in den steinigen, unfruchtbaren, mit undurchdringlichen Urwäldern bewachsenem Bergland mehrere Jahrhunderte gelebt hat.

Die neuesten Ergebnisse der Bodenforschung und der Sprachgeschichte haben den Beweis erbracht, daß Deutsche ununterbrochen da lebten, denn die Tschechen hätten nicht, wie die Sprachgeschichte beweist, eine Anzahl von deutschen Worten in ihren Sprachschatz aufnehmen können, wenn sie in ein vollständig menschenleeres Land gekommen wären. Es ist also eine unwiderlegbare Tatsache, daß die Deutschen größere geschichtliche Ansprüche auf den Boden der Sudetenländer

haben und vor allem auch ältere Rechte. Wenn die Tschechen heute immer wieder versuchen, mit Fälschungen die Wahrheit totzuschlagen, so weiß man längst, daß die Tschechen die Lüge als schärfste Waffe um die Behauptung ihres Wahlspruches, der im Staatswappen steht, führen, und der lautet: Die Wahrheit siegt!

So wie in der Frage der deutschen Kolonisation die deutschen und tschechischen Meinungen nicht einig sind, so sind sie in allen bedeutenden Fragen der böhmischen Geschichte nicht einig. Wenn die Blütezeit Böhmens unter dem Luxemburger Karl IV., der als einziger König von Böhmen die Kaiserwürde des heiligen römischen Reiches deutscher Nation innehatte, eine ausgesprochen deutsche Zeit war, so wird sie von den Tschechen als ausschließlich tschechisch in Anspruch genommen. Damals entstand die erste deutsche Universität in Prag, die bis nach Norddeutschland sich auswirkte, damals stand der deutsche Bergbau in Böhmen und Schlesien in höchster Blüte, von den Münzen, die in dem deutschen Erzgebirgsstädtchen Joachimsthal im 16. Jahrhundert gemacht wurden, und die Joachimsthaler, später kurz Taler hießen, hat heute der allmächtige amerikanische Dollar noch seinen Namen und der mexikanische und chinesische Dollar auch. Die herrliche Gotik des Prager Domes stammt von dem Deutschen Peter Parler aus Schwäbisch Gmünd, den die Tschechen noch heute zu einem Petr Palersch umlügen. Auch der Dom zu Kuttenberg stammt von ihm. Zahllos sind die Zeugnisse des deutschen Kulturschaffens und selbst die deutsche Schriftsprache hat ihren Ursprung in der deutschschreibenden Prager Reichskanzlei genommen. Damals blühten die Städte Böhmens unter deutschen Bürgermeistern und deutschen Räten, und der Außenhandel umfaßte unter der Führung weitschauender deutscher Kaufleute einen großen Teil Europas.

All dieser Glanz und diese Pracht sank nach wenigen Jahrzehnten in Rauch und Brand und blutigsten Mord der Hussitenstürme zusammen. Der einzige Sinn dieser Bewegung war Zerstörung alles Bestehenden. Stadt um Stadt sank in Schutt und Asche, tausende deutscher Dörfer wurden zu Scheiterhaufen, in denen zehntausende deutscher Frauen und Kinder verbrannt wurden. Mit unvorstellbaren Greueln, deren kein Tier oder Mensch sonst fähig ist, rasten die Mordbanden Zischkas durch Deutschland bis vor Nürnberg, Berlin und Danzig, bis sie in sinnloser Vernichtungswut sich gegenseitig selbst erschlugen.

Was aber die tschechische Geschichtsschreibung über diese Zeiten sagt, dafür nur ein einziges Zeugnis, das der jüngst verstorbene tschechische Geschichtsprofessor an der Prager Universität Josef Pekar in seiner Schrift „Vom Sinn der tschechischen Geschichte" auf Seite 41 der deutschen Übersetzung sagt:

„In der gotischen Zeit, im Hussitentum haben wir Tschechen uns in einem Maße europäisiert, daß wir uns kulturell überlegen fühlten, daß wir Europa, unserer Lehrmeisterin und Erzieherin, selbst Richtlinien geben, daß wir selbst das Steuer in die Hand nehmen wollten. In diesem Zusammenhang ist das Hussitentum der bedeutendste Punkt unseres Anteiles im Werte der europäischen Aufklärung."

Über die Jahrhunderte weg beherrscht die gleiche Geschichtsauffassung, die zu den Anschauungen aller gesitteten Völker in Widerspruch steht, die Tschechen in ihrem haßerfüllten Kampf gegen die Deutschen.

Wir können nur feststellen: Hier übersteigert sich die Verlogenheit eines Volkes in die unentwirrbaren Wirbel eines Größenwahns, der weder vor der Vernichtung seiner Nachbarn noch vor der seiner selbst Halt macht.

Was an Leistung im Buch der böhmischen Geschichte verzeichnet ist an Glanz und Ruhm, daran hat ein solches Volk keinen Anteil. Was immer heute noch an Irrtum darüber bestehen mag, die Geschichte hat in diesen Tagen ein gerechtes und hartes Urteil gefällt.

Hermann Haßbargen

„Buchhandeler ist ein honeter Titul"

Die Sendung des deutschen Buches im Osten

Der 4. August des Jahres 1623 war für das Danziger Gymnasium ein großer Tag. Adrian Engelcke, ein junger Patriziersohn, hielt eine wohlgeformte lateinische Rede über den Dominiksmarkt. Patrizier, Professoren und Schüler hörten dem gescheiten Jungen wohlwollend und aufmerksam zu. Bereitwillig ließen sie sich erzählen von der Herrlichkeit dieses bedeutenden Danziger Marktes, der noch heute ein Volksfest bedeutet, damals aber Geschäfte mancher Art und großen Umfangs tätigen ließ. Über all dies sprach der junge Engelcke. Ganz zum Schluß wandte er sich einer Ware zu, die nur bedingt Ware ist, er sprach von den Büchern, die besonders zur Dominikszeit von den fahrenden Buchführern hier feilgeboten wurden. Kurz und treffend fand der Sprecher die Formel: Germania nutrix musarum — Die Bücher liefert Deutschland. Diese Feststellung ging über das Geschäftliche hinaus, führte hinein in den geistigen Bereich und in die geistige Heimat, welche schon damals zur Zeit minderen nationalen und völkischen Bewußtseins Deutschland hieß. Schon der Schüler wußte, daß sein Gymnasium jener großen Bewegung in „deutschen Landen" sein Entstehen und Blühen verdankte, die der Deutsche Martin Luther ins Leben gerufen hatte. Ihm und seiner Reformation verdankte man das Erstehen der Wissenschaften und der Schulen, das Wiedererblühen deutscher Dichtung, die gerade in diesem Jahrhundert in Danzig einen Mittelpunkt fand. Germania nutrix musarum. Das bestand zu Recht.

Genau hundert Jahre waren 1623 vergangen, seitdem der erste seßhafte Danziger Buchdrucker, Kaspar Weinreich, nach Königsberg hatte weichen müssen, weil er es mit dem Luther gehalten und allzu stürmisch dessen Schriften und manchen Spott gegen ein verderbtes System aus seiner Presse hatte hervorgehen lassen. So begann es in Danzig mit Buchdruck und Büchern und so endete es damals vorschnell und — vorläufig.

Nicht, daß Danzig im 15. Jahrhundert keinen Drucker gehabt, nicht, daß man im Preußenlande vor Luther von Büchern nichts gewußt hätte. Schon 1413 hatte Heinrich von Plauen der großen Kirche die Stiftung einer Bibliothek bestätigt, die auch zu einer ansehnlichen Sammlung heranwuchs. Wir besitzen die Marienbibliothek noch heute so gut wie vollständig und können daher mit Sicherheit feststellen, daß kein Buch in deutscher Sprache dabei war. Das ist nicht verwunderlich. Die Kirche dachte und schrieb lateinisch. Erst der Reformator hat das deutsche Buch zum Leben erweckt. Über die Büchersammlungen der Stifte und Klöster hat er sich einmal sehr drastisch geäußert. „Anstatt rechtschaffener Bücher hat man die tollen unnützen schädlichen Mönchsbücher und dergleichen Efelsmist hineingetan." So beurteilte der Vorkämpfer einer neuen Zeit die zu überwindende alte. Wir brauchten so scharf nicht zu urteilen, dürfen uns aber kraft dieses Ausspruches der Verpflichtung überhoben wissen, den vorreformatorischen Buchdruckern und Händlern im deutschen Nordosten nachzuspüren.

Statt dessen wollen wir schnell einen Abstecher in die Hauptstadt der Jagiellonen machen und zusehen, wer in Krakau die schwarze Kunst des Mainzer Erfinders emporgebracht hat. Polnische Forscher haben anerkannt, wieviel Polen hier den Deutschen verdankt. In seinem Werk „Deutsche Aufbaukräfte in der Ent-

wicklung Polens" hat Kurt Lück[1]) die wichtigsten Daten zusammengebracht, ohne die lange Reihe der deutschen Namen auch nur annähernd vollständig nennen zu wollen, die aus den Monumenta Poloniae typographica zu gewinnen wären.

Wir wollen schweigen von den Druckern der Frühzeit. Wie stand es mit Drucken in polnischer Sprache? Dazu äußerte der Litteraturhistoriker A. Brückner in seiner „Geschichte der polnischen Litteratur" (1901) folgendes: „Nichts beleuchtet krasser die geistige Trägheit, Bedürfnislosigkeit der Masse als der Umstand, daß erst 1521 polnisch zu drucken begonnen worden ist." Nach neueren Forschungen geschah dies schon 1513. Aber diese Äußerung des Historikers paßt zu den Worten des deutschen Druckers, der zuerst polnische Bücher gedruckt hat und 1534 den Polen sagte: „Diese eure Sprache ist der menschlichen Vergessenheit anheimgefallen und durch ein fremdes Volk in Verfall geraten. Da mich dies sehr dauerte, habe ich als erster vor anderen die Arbeit unternommen polnische Bücher mit nicht dagewesenen Buchstaben zu drucken, wonach andere sich an mir ein Beispiel genommen haben." So Florian Angler aus Baiern. Auch die andern waren Deutsche. Deren einer, Hieronimus Büttner (Vietor), äußerte sich: „Als Wohnpole, wenn auch nicht als Geburtspole, kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß während jedes andere Volk seine Muttersprache liebt, verbreitet, schmückt und abfeilt, nur das polnische Volk die seine verachtet und herumstottert, obwohl sie sich, wie ich höre, an Reichtum und Schönheit mit jeder andern messen kann."

Zu diesen deutschen Druckern treten besonders noch die Scharfenberg aus Liebenthal bei Hirschberg. „Ohne sie ist die Entwicklung der Geisteskultur im damaligen Polen einfach undenkbar." So sagt Lück. Hinzufügen muß man, daß die geistige Bewegung in Polen, die erst die großen buchhändlerischen Unternehmungen der später polonisierten Scharfenberg ermöglichte, von der deutschen reformatorischen Bewegung ihren Ausgang nahm. Luther wirkte auch hier über die Grenzen. Mikołaj Rej, der „Vater der polnischen Litteratur" war Protestant.

Siegreich blieb der Protestantismus in Polen nicht. In Preußen aber siegte er endgültig. Es bedeutete eine Entwicklungsstufe zu Preußen-Deutschland, als Herzog Albrecht als erster weltlicher Fürst, nachdem er mit Luther sich beraten, für sich und sein Land die Reformation annahm. Dieser Schritt wirkte sich im Bereiche der Bücher folgerichtig aus. Die Welt der Bücher existiert nicht im luftleeren Raum, sie gehört zum Diesseits und zur Politik. In dieser Erkenntnis hat Herzog Albrecht zielbewußte Buchpolitik getrieben immer im Sinne der Reformation, der auch die Gründung seiner Universität galt. Albrecht förderte nicht allein den deutschen Buchdruck. Mit Hilfe seiner hohen Schule ließ er Übersetzungen evangelischer Grundschriften in der polnischen Sprache und den Dialekten seines Landes anfertigen und weit über die Grenzen seines Gebietes hinaus verbreiten, so daß auch in Litauen, in Kowno und Wilna, reformatorische Kräfte wirksam wurden, was wiederum die Gründung von evangelischen Buchdruckereien zur Folge hatte, deren Zahl in Polen im Verhältnis zu den katholischen sich zeitweilig auf 24 : 21 belief. Es mag sein, daß Herzog Albrecht den Wunsch hatte, daß ganz Polen evangelisch würde. Vorübergehend schien dies Ziel nahe. Dann führten die Jesuiten und St. Hosius, der ermländische Bischof, ihre Partei zum Siege; Hosius, der einen Kollegen und Bruder im Herrn einmal vorwurfsvoll gefragt hatte, als dieser ihm polnisch geschrieben, warum er nicht der „katholischen Sprache", des Latein, sich bediene.

Den Druck dieses katholischen Sieges in Polen bekamen die preußischen Städte schon in den 60er und 70er Jahren des 16. Jahrhunderts und später bis hin zum Thorner Blutgericht (1734) wohl zu spüren. Aber sie unterlagen ihm nicht dank ihrer geschlossenen deutschen Hal-

[1]) Erschienen als Band 1 der von Viktor Kauder herausg. „Ostdeutschen Forschungen", Verlag Günther Wolff, Plauen i. Vogtland, 1934. In derselben Reihe erschien als Band 7: Kurt Lück: „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Kultur." Histor. Gesellschaft für Posen, Verlag von G. Hirzel in Leipzig, 1938; vgl. dazu Heft 7 der Zeitschr. „Der Deutsche im Osten."

tung. An dieser wiederum hatte das deutsche Buch hervorragenden Anteil. Germania nutrix musarum — Deutschland, Mutter des Geistes!

Das gilt für Danzig, wie für Elbing und Thorn. Danzig hatte bald (1538) für den vertriebenen Weinreich einen Ersatz gefunden in Franziskus Rhode, der nebst Sohn und Enkel, vom Rate zielbewußt unterstützt, eine Druckerei einrichtete und auf der Höhe hielt. Wie kam es den Danzigern zustatten, als sie 1577

von Stephan Batory aus dem polnisch-katholischen Raum bedrängt zu den Waffen greifen mußten, daß sie nun, obwohl belagert, mit ihrer Presse zur Verteidigung ihres Standpunktes und zu spottlustigem Angriff schreiten konnten. In Elbing und Thorn waren gleiche Triebkräfte am Werk. Auch hier gesellte sich den Gymnasien als deutschen Bildungsstätten die Druckerei als mittragende Einrichtung. Es sind Zeugnisse deutscher Kultur, die unsere Bibliotheken aus diesen Städten bewahren. Sie sind uns teuer, wenn wir auch bei manchen Geisteszeugnissen der lutherischen Orthodoxie und der mit ihr verknüpften Zanksucht unsrerseits geneigt sind, mit „Eselmist" aufzuwarten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es bei der Reformation im Grunde um Deutschland ging und daß die „Neue Lehre" Gestalt und feste Form annehmen mußte, zumal im umbrandeten Osten, wo die Feindmächte, durch den deutschen Protest wachgerufen, neu erstarkt waren. Dies Gesetz gilt bis in das Baltikum hinein. Es hat auch dort dem Buchwesen seinen Stempel aufgedrückt.

Auf das vorwiegend religiös-kirchlich abgestimmte 16. Jahrhundert folgte in Danzig die hohe Blüte der barocken Dichtung zur Zeit des 30jährigen Krieges. Die Stadt bot Schutz und zog bedeutende Männer an. Opitz und Plauen, Albinus und Tietz, Gryphius und Hoffmannswaldau wirkten hier. Manches bedeutende Verlagswerk hat in jenen Jahren die Pressen der Hünefeld und Rhete verlassen, um hinauszugehen in die deutsche Welt und zugleich von ihr zu künden. Auch diese Zeugnisse sind uns teuer als Ausdruck deutschen Seins und Ringens. Unbegreiflich aber ist uns, daß auch unsere Nachbarn danach greifen, daß wir z. B. den wackern Johann Peter Tietz, der deutsch schrieb und allenfalls lateinisch, wiederfinden als Jan Piotr Tietz in der Bibliografia polska des Herrn Estreicher in Krakau. So geschehen 1936. Wir lächeln des vergeblichen Eifers.

Nicht in Abrede gestellt, vielmehr betont soll werden, daß Danzig damals als Brücke zwischen Deutschland und Polen gelten konnte. Durch ein Verlagswerk des Andreas Hünefeldt sei dies verdeutlicht. Er brachte 1637 eine polnische Bibel für die Evangelischen Polens heraus. Das war seinerzeit ein großes Unternehmen, gegen das der Papst ein fruchtloses Veto einlegte.

Wie in Danzig im 17. Jahrhundert Buchschöpfer und Buchhändler zu gegenseitiger Befruchtung sich die Hand reichten, so geschah es in Königsberg vornehmlich im 18. Jahrhundert. Die Namen Kant und Kanter drücken es kurz aus. Johann Jakob Kanters (1738–1786) Vater, ein Buchbinder, war durch den Verlag und Vertrieb eines Gesangbuches zu Wohlstand gelangt. Der Sohn verstand mit dem frommen Pfunde zu wuchern. Er richtete in Königsberg eine mustergültige große Buchhandlung ein und widmete seine Fürsorge der ganzen Provinz mit dem Ziel, Ostpreußen möglichst gut und schnell zu versorgen aus eigenem Lager. Gern sah er die Gelehrten bei sich aus und ein gehen, ohne dabei gleich an die Kasse zu denken. Kant soll seine Großzügigkeit am meisten genutzt und seine bescheidene Junggesellenwohnung in der Nähe des befreundeten Buchhändlers gesucht haben. Auch mit Hamann war Kanter befreundet. Herder lernte in seiner Buchhandlung, aber Kanter bestimmte ihn zum Gelehrten, während er mit sicherem Griff den studierenden Johann Friedrich Hartknoch zum Buchhändler anregte. Kanter als Sortimenter und Verleger, als Zeitungsbesitzer und Papierfabrikant stand als Buchhändler im Mittelpunkt des schöpferischen Geisteslebens, das damals Königsberg durchpulste. Ihm galt die Randbemerkung Friedrichs des Großen: „Buchhandeler ist ein honeter Titul." Sein Name lebt fort mit den Großen des Geistes, die er förderte.

Durch Kanters Schüler Johann Friedrich Hartknoch (1740—1786) wurde der Königsberger Einfluß weit hinein in das Baltikum getragen. Über Mitau kommend richtete Hartknoch 1767 in Riga eine Buchhandlung ein, ganz im Sinne seines Meisters. Seine Verbindungen beschränkten sich nicht auf Riga und Livland. Estland mit Reval, sogar Petersburg, bezog er ein. „In kurzer Zeit", so berichtet ein Zeitgenosse über ihn, „war der Geist der Gelehrsamkeit weit sichtbarer, in jedem Hause fand

man Bücher, der Geschmack besserte sich, die Kenntnisse wuchsen, man errichtete Lesegesellschaften und wir wurden so bekannt mit der neuen Litteratur, als wenn wir mitten in Deutschland gewöhnt hätten, weil Hartknoch seine gelehrten Waaren theils mit Schiffen, theils mit der Post kommen ließ." Hartknoch tat mehr. Er ließ Herder an die Rigaer Domschule rufen. Er wurde sein Verleger, sein Gönner und Freund. Sein Name ziert die Titelblätter der „Kritiken" des Königsberger Weisen, wie die der Erstlinge Herders. Mit beiden Männern lebt sein Name fort. In ihren Werken, so verschiedenartig sie sein mögen, ging die deutsche Saat des 16. Jahrhunderts herrlich auf. Aus dem Osten strömte reich verzinst ein Kapital in das Vaterland zurück, das heute noch nicht verzehrt ist.

Schon vor Hartknoch war im Baltikum einiges für das Buchwesen getan worden, auch hier im Geiste der deutschen Erhebung. Luther hatte 1523 nach Riga, Reval und Dorpat ein Sendschreiben gerichtet. Aus deutsch-evangelischem Geist erwuchs in Riga die erste Buchdruckerei, wenn auch verhältnismäßig spät. Erst 1588 eröffnete Niclas Mollyn die Reihe. Dorpat folgte 1642, ein Jahrzehnt nach der Stiftung der dortigen Hochschule, die Gustav Adolf, der Löwe aus Mitternacht und Sieger in Livland, 1632 im Feldlager vor Nürnberg verfügt hatte. Mit dieser Hohen Schule „war dem deutsch-evangelischen Leben der Baltenländer ein schlagendes Herz erweckt". Reval erhielt seine Druckerei 1691. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, im einzelnen die Leistungen dieser Druckereien im Rahmen der Geschichte der zwischen Norden und Osten umstrittenen Ostseeländer zu verfolgen. Das eine aber muß noch gesagt werden. Diese Pressen sind auch in Tätigkeit getreten, um den Völkern des Baltikum, den Esten und Letten und wie sie heißen mögen, das Notwendigste in ihrer Sprache zu bieten. Deutsche Kultur, das hieß Verantwortung vor dem Volkstum, auch dem fremden. Nicht von ungefähr ist ein Herder in Riga zum Chorführer der Stimmen der Völker geworden. Sein Geist ist nicht tot. Er wurde Tat. Im Herzen Europas ist eine Bewegung erstanden, die, getragen von einem gesunden und starken Volk, hineinwirken wird in Länder und Völker jenseits der Reichsgrenzen.

Heinrich Bosse

Albert von Livland

Der Gründer der äußersten Grenzmark des ersten Deutschen Reiches

Es war im letzten Jahr des ausgehenden 12. Jahrhunderts, als an den Hof des Bremer Erzbischofs die Kunde vom abermaligen Scheitern des ganzen baltischen Missionswerkes gelangte. Meinhard, der greise Livenmissionar, war erfolglos gestorben, sein Nachfolger Berthold bald darauf erschlagen. Widerstände aller Art bot das Waldland an der Dünamündung mit seiner kampflustigen Bevölkerung, das unternehmende lübische Schiffer und Kaufleute dem deutschen Fernhandel erschlossen hatten. Wer war der Mann, nach zwei solchen Fehlschlägen das begonnene Werk zu meistern?

Albert von Bekeshovede. Seltsam wenig wissen wir von jenem Mann, der das politische Gesicht des baltischen Ostens bald so wesentlich gestalten sollte. Seine Züge sind uns nicht übermittelt. Ein Niedersachse war er. Aus reicher, angesehener Adelssippe. Bis auf den heutigen Tag hat sich ja das Geschlecht der Buxhövden in unserer Heimat erhalten.

Albert war damals Domherr in Bremen, als er sich zum Bischof von Livland weihen ließ. Mit jugendlicher, unbeugsamer Energie, die den kommenden großen Staatsmann schon in der kühlen weitblickenden Umsicht verrieten, traf er die Vorbereitungen zu seinem großen Unternehmen. Anwerbung ritterlicher Kreuzfahrer, Verhandlungen mit weitsichtigen westfälischen und niedersächsischen Handelsherren gingen der Fahrt voraus, mit denen gemeinsam die Gründung eines befestigten Handelsplatzes an der Dünamündung geplant wurde. Außerordentliche Schwierigkeiten bereitete die Aufbringung der großen Mittel, die der Zug erforderte. War doch die ganze Gründung des Missionsstaates im Osten, wie er Albert vorschwebte, das Werk dieses einen Mannes, hinter dem keinerlei große politische Macht stand. Aber dieses Werk fiel in eine Zeit, da im gesamten deutschen Volk sich die Kräfte zu neuen kühnen Unternehmungen im Osten rufbereit drängten. So gelang es, neben den ersten wagemutigen Pionieren auch die erforderlichen Mittel zusammenzubringen. Nicht zuletzt war es das Familienvermögen der eigenen Sippe, die sich Alberts Plänen zur Verfügung stellte. Nicht weniger als vier Brüder sind ihm im Laufe der Jahre ins Ostland gefolgt, seinem Aufbauwerk treue Gefolgschaft zu leisten.

Mit einer starken Flotte von 23 Seglern landete Albert im Jahre 1200 an der Dünamündung. Bereits im folgenden Jahre erfolgte die Gründung der Stadt Riga, des künftigen Bischofssitzes und Ausgangsplatzes seiner kriegerischen Unternehmungen. Den Gedanken einer waffenlosen Mission hat Albrecht von vornherein fallen gelassen. Mit harter Entschlossenheit ist er gewillt, alle Widerstände, die sich seinem Werk entgegenstemmen, zu brechen. Es ist nicht nur der Unabhängigkeitsdrang der umwohnenden Völkerschaften, der Liven, Letten, Kuren und Esten, mit denen Albert rechnet. Längst haben größere Nachbarstaaten auf das baltische Gebiet als einer wichtigen Schlüsselstellung des gesamten Ostsee- und Rußlandhandels ihr begehrliches Auge geworfen. Skandinavische Seefahrer, dänische Missionare haben schon vor ihm Fuß zu fassen gesucht, von Polozk und Pleskau aus haben die Russen ihre Tributherrschaft über den Osten des Landes ausgedehnt und am Mittellaufe der Düna in Kokenhusen und Gersike zwei Teilfürstentümer errichtet.

Eine Staatsgründung, wie die von Albert ins Leben gerufene, war ohne starke, jederzeit aufzubietende Wehrmacht nicht denkbar. So wichtig die Kreuzfahrerzüge waren, die der Bischof in unermüdlicher Werbetätigkeit nahezu alljährlich ins Land brachte, die Streiter waren nur jeweils für ein Jahr verpflichtet, der größte Teil segelte nach Ableistung seines Gelübdes in die Heimat zurück. Die eigenen reisigen Mannen und Knechte, die wenigen Bürger des neugegründeten Riga standen wohl in Stunden gemeinsamer Gefahr treu hinter ihrem Führer, dennoch konnte die junge Kolonie ohne Schaffung einer straffen Schutztruppe keinen Bestand haben. So ging Albert schon 1202 an die Gründung eines Ritterordens. Ein Männerbund, bis in den Tod dem Glaubenskampfe verschworen, das waren diese Schwertbrüder, deren Tracht ein weißer Mantel mit rotem Kreuz und rotem Schwertzeichen über dem Waffenkleide wurde. Auf ihnen lag fortab die Hauptlast der Kämpfe, die nun viele Jahrzehnte die junge Kolonie erschüttern sollten.

Aber ein weitblickender Staatsmann von der Bedeutung Alberts konnte sein Werk nicht auf bloßer Zwangsherrschaft errichten. Nicht zuletzt war es das kluge Geschick des Bischofs, welches in Gestalt von Schutzbündnissen die neubekehrten Liven, Letten, Semgaller der deutschen Machtstellung eingliederte. Nicht immer hatte das Bündnis Bestand. Manche Schlacht ging infolge der Unzuverlässigkeit der aufgebotenen Hilfsvölker verloren, die unvermutet ihr Schwert gegen die deutschen Ritter erhoben. Aber auf der anderen Seite haben auch landeseingeborene Fürsten wie der Live Caupo, der Lette Talibald den deutschen Bischof in mancher bedrängten Lage gestützt, vor allem in den erbitterten Estenkämpfen hatte diese Waffenbrüderschaft große Bedeutung.

So eindeutig Alberts Werk im Anfang nur auf diesem einen Mann und seiner ungeheuren Energie begründet war, so bedurfte es doch der politischen Eingliederung in einen großen Rahmen. 1207 nahm der Bischof vom deutschen König Philipp Livland zu Lehn und wurde damit Reichsfürst, die ganze Kolonie aber war damit zur fernen, äußersten Grenzmark des Deutschen Reiches geworden. Dreieinhalb Jahrhunderte ist sie es geblieben. Freilich hat sie bei dem geringen Interesse, das die deutsche Reichspolitik in der Folgezeit am europäischen Osten nahm, keine wesentliche Unterstützung in Augenblicken der Gefahr gefunden.

Folgenreicher, freilich bedenklicher war die Aufmerksamkeit, mit der die römische Kirche Alberts Wirken verfolgte. Dem Machtstreben des Papsttums kam die Schaffung eines geistlichen Staates am Baltischen Meer gerade recht. Sie förderten daher Albert zunächst nach Kräften. Bald sollte er freilich erkennen, wie zweischneidig diese Hilfe war. Dem Papste war nichts daran gelegen, den kühnen Rigaer Bischof zu mächtig werden zu lassen. Alberts Wunsch, Riga zum Erzbistum zu erheben, wurde zu seinen Lebzeiten nicht erfüllt. Als mit zunehmender Ausdehnung der Schwertbrüderorden das Bestreben zeigte, die straffe Abhängigkeit vom Rigaer Bischof zu lockern, da war es wiederum der Papst, der sich gegen die Interessen Alberts stellte. Er war es auch, der die Dänen begünstigte, die sich zu Alberts Verdruß im Norden des Landes an der estländischen Küste festsetzten. Das Endziel dieser Absichten war klar: allein der Papst sollte als letzter Oberherr über das neugewonnene Land gebieten. Ja, zu Alberts Lebzeiten versuchte ein päpstlicher Legat, bestimmte Gebiete Estlands, auf die sowohl Albert wie die Dänen ihre Hand gelegt hatten, direkt für den Papst in Besitz zu nehmen. So wurden von Rom aus die Gegensätze geschürt, um selbst die Früchte einzuheimsen. Doch war diesen Plänen kein Erfolg beschieden. Auch die Dänen haben rund hundert Jahre später ihre estländischen Besitzungen an den Deutschen Orden abgetreten.

Albert sollte trotz vielfacher Schwierigkeiten, die ihm von gegnerischen Mächten in den Weg gelegt wurden, das Aufblühen seines Lebenswerkes noch erleben. Als er 1229 die Augen schloß, war die Kolonie militärisch gesichert, Riga bereits eine wichtige Handelsstadt mit eigener Ratsverfassung geworden. Wuchtig und stolz erhoben sich die Mauern des gewaltigen Doms, dessen Grundstein er 1215 gelegt hatte, in seinen Ausmaßen auf die künftige, zahlreichere Bevölkerung der aufstrebenden Stadt berechnet. Kein gleichzeitiges Denkmal hat der Nachwelt die Züge dieses großen deutschen Bischofs und Staatsmannes überliefert. Er selbst aber setzte sich ein bleibendes Denkmal in seinem Werk, das die Jahrhunderte überdauerte. Und heute wie einst erinnert der Rigaer Dom in dem ernsten Dunkelrot seiner mächtigen Backsteinmauern an die Frühzeit deutscher Aufbauleistung in unserem Lande und an den Mann, der zum Träger dieses Werkes berufen war: Albert von Livland.

Fritz Pfuhle: Pferdeführer
Ölbild im Besitz des Reichsministers Dr. Goebbels

Willi Drost

Fritz Pfuhle

Ein Danziger Maler der Gegenwart

Eine morgenhelle, unbelastete, im innersten Kern saubere und noble Welt hat der Maler Fritz Pfuhle während der Jahrzehnte unabläßiger Arbeit in seinen Werken um sich errichtet. Nackte Männer mit Pferden in ruhiger und heftiger Bewegung, nackte Frauen am Strande, herbe Landschaften und eine Fülle von Porträts. Verschiedenartige Kräfte des Künstlers wirken sich in den verschiedenen Bildgegenständen aus, aber aus allen Gemälden spricht als das Wesentlichste die Sparsamkeit der Mittel bei technischer Meisterschaft, die Selbstzucht, die Beschränkung, die einer unabläßigen geistigen Arbeit entspringt. Kein Farbenrausch, kein Brio formelhafter Handschrift wird zugelassen. Graugelbe, mäßig von Erdfarben durchsetzte Töne, die etwa an die verwitterten Hauswände des Südens erinnern, beherrschen die Bilder. Jeder Kontur ist beobachtet, mit innerem Anteil gezogen und hat seine bestimmte Stelle in der dekorativen Einheit der ganzen Bildfläche.

Man kann dieser Persönlichkeit nicht gerecht werden, ohne das Land einzubeziehen, aus dem sie stammt und in dem sie lebt. Pfuhle ist Berliner. Mit dem vornehmen straffen Berlin, wie es sich im Klassizismus um 1800 herausgebildet hatte, auch der unberührten märkischen Landschaft ist der Künstler tief verwurzelt. Der Berliner Witz, den Pfuhle bis heute aufs Erfrischendste anzuwenden weiß und der gutmütige Sarkasmus gewinnen in ihm die schöne Deutung als eine Form der Humanität, nämlich als Ablehnung der Phrase und Aufmachung, Vordringen zum Menschlichen und seinen einfachen Triebfehlern. In organischer Weise haben sich die traditionellen Züge seiner Heimat, Unvoreingenommenheit, Nüchternheit, Disziplin, Menschlichkeit, wenn man will, ein lebendiger und schöner Klassizismus in dem Künstler weiter entwickelt.

Die zweite Heimat Pfuhles, Danzig, wo er seit 28 Jahren tätig ist, hat ihm ihren Anteil mitgeteilt. Weniger die malerische Tradition der Hansestadt, die ist zu derb, zu saftig und pomphaft, als die Wucht der mittelalterlichen Backsteinbauten und die herrliche Landschaft um Danzig mit Strand und Meer. Dazu kommt der Eindruck Ostpreußens mit seinen einsamen Weiten und seinem kostbarsten Erzeugnis, dem Pferd.

Von all diesem hat der Künstler Pfuhle innerlichst Besitz ergriffen. Weiter aber ließ ihn ein Gefühl geistiger Verwandtschaft über die Ostsee hinweg die Nordstaaten Dänemark, Schweden und Norwegen in seinen Bereich ziehen. Er wird nicht müde von dieser sauberen Welt, der gediegenen Lebenskultur und gepflegten Häuslichkeit zu erzählen und er liebt die nüchterne klare Art der Porträtisten wie Hammershoi und Tuxen, die von keiner Mache und keiner Modeströmung beirrt wurden. Feine, zurückhaltende Frauenbildnisse zeugen von dieser Wahlverwandtschaft. Sie ist bezeichnend für den Menschen Pfuhle, seine Bejahung von Bürgerlichkeit, Wohlstand und Wohlanständigkeit, in demselben Sinn, in dem man von einem Goethe gesagt hat, daß er von tiefer Abneigung gegen alles Bohèmetum des Künstlers erfüllt sei.

Doch neben der sauberen Strenge steht das zarte, im Leben meist verborgen gehaltene Gefühl des norddeutschen Menschen. Wie die stillebenhafte Ruhe eines Hammershoi Pfuhle anspricht, so auch die leidenschaftliche Beseelung der Linie und die expressive Farbenharmonie eines Munch. Dieser Wille zum Ausdruck, zum Gefühlten bei jedem Kontur und Farbfleck, vereinigt sich mit der Neigung, die Bildfläche zu einem Teppich fein zusammenstimmender, nicht gewöhnlicher Farben und einem Netz ausdrucksvoller Linien zu gestalten. Ebenso entschieden ist

Fritz Pfuhle: Fackelträger (Lithographie)

die Abneigung in der Art der Neu-Renaissance des neunzehnten Jahrhunderts, die bis zur handgreiflichen Illusion durchgebildeten Körper im Raum zu gruppieren und zu komponieren. „Goldrahmen-Füllung" sagt Pfuhle zu solchen Kompositionen.

Die Porträtmalerei ist der Grundstock seines Gesamtwerkes. In ihr äußert sich sein scharfer unbestechlicher Sinn fürs Wirkliche. Alle seine Bildnisse sind ähnlich. Seine Selbstbeschränkung und Zurückhaltung in der Auffassung des Porträtierten kann nicht verhindern, daß er jedem seiner Vorbilder etwas von der Grundanständigkeit und der nobelen Art des eigenen Wesens mitteilt. Viele Danziger Gelehrte und Patrizier standen vor seiner Staffelei. Ganz besonders liebenswürdig und fein hat er auch Kinder gemalt. Unter vielen gezeichneten Porträts ragt das Bildnis des Danziger Musikers Professor Dr. Carl Fuchs hervor, der zum Freundeskreis Nietzsches gehörte. (Vgl. die Abb.) [1]).

Pfuhles Landschaften sind über alle Maßen schlicht und anspruchslos. Ein Weg und ein paar Häuser, ein von Bäumen umstandener Teich gibt das Bildmotiv. Auch die einzelnen Dinge der Landschaft sind vereinfacht. Meist wählt der Künstler für die Landschaft das Aquarell und weiß in licht gehaltenen Blättern dem herben Land im Nordosten den Glanz einer Unberührtheit zu geben, der tief ergreift.

In den Pferdebildern, denen sich der Künstler mit zunehmender Leidenschaft zuwandte, durchbricht er seine Zurückhaltung und entwickelt Feuer und Schwung. Über das Realistische hinauswachsend werden sie zu Visionen schwereloser Bewegung und dahinstürmender Lebenskraft. In allen möglichen Tempis vom Andante eines leichten Ganges bis zum Presto des Dahinrasens werden Pferd und Mensch dargestellt. Die schwierigen und komplizierten Stellungen zeichnet Pfuhle, ohne eine Unklarheit zu lassen, mit vollkommener Sicherheit. Hier hat er eine Meisterschaft erreicht, die ihm einen hervorragenden Rang in der Künstlerschaft der Gegenwart sichert. Auf vielen Bildern scheinen die Tiere kaum mehr den Boden zu berühren. Dieses Schweben gehört zu den wichtigsten Kennzeichen der Pfuhleschen Entwürfe. Man beachte, daß stets der untere Teil des Bildes, der Boden, der doch als sicheres Fundament die Gegenstände tragen soll, heller als der obere Teil gebildet ist. Gern wird Wasser oder fahler Sand für den Vordergrund gewählt. Meist wachsen die Tiere aus dem hellen Boden hervor, der untere Teil ihrer Beine ist nur ganz zart angegeben, und die Hufe verschwinden schon im Hellen. Dieses ist vielleicht schönster unbewußter Ausdruck eines geistigen Willens, der das Grundgesetz der materiellen Welt, die Schwerkraft, nicht zur Grundlage der gestalteten Wirklichkeit machen will. Er hängt tief zusammen mit dem künstlerischen Ausgangspunkt des Meisters, dem Jugendstil und seiner Neigung zur gesetzmäßigen dekorativen Flächenfüllung. In den letzten Jahren bildet Pfuhle das Körperliche plastischer und wirklichkeitsnäher z. B. in dem packenden Pferdeführer (Abb.), ohne daß er von der zart verschummernden Angabe des Bodens und Hintergrundes abließe. Sein geschulter Sinn für die dekorative Füllung der Fläche erreicht auch hier die Einheit.

Die hervorgehobenen Wesenszüge Pfuhlescher Kunst umschreiben alle den monumentalen Charakter der Bilder. In ihren hellen duffen, zurückhaltenden Farben, ihrer Flächigkeit und ihrer Einfachheit neigen sie fast ausnahmslos zum Wandbild. Außer großen wandschmückenden Arbeiten in Öl und Tempera hat Pfuhle auch Glasfenster und Sgraffites ausgeführt.

In die Strenge der komponierten Arbeiten fällt eine große Anzahl von Kriegsskizzen, die Pfuhle aus zweijähriger Soldatenzeit vom Osten wie vom Westen heimbrachte, als eine plötzliche Ausweitung der gegenständlichen Welt. Die Seltsamkeit und Einzigartigkeit des Daseins im Felde legitimierte den Drang einmal rein aus dem Leben Motive zu greifen und in voller Reichhaltigkeit zu schildern: das bunte Gewimmel der Truppen vor dem erschütternden Hintergrund zerschossener Gebäude, Kampf-

[1]) Vgl. ferner den Aufsatz „Sie schlagen Funken . . . zur Erinnerung an Carl Fuchs" in diesem Heft.

szenen, einsame Gehöfte und Landschaften, die unsichtbar die Tragik des Kampfes zwischen Mensch und Mensch zu umschweben scheint, und die entschlossenen Gesichter junger Soldaten unter dem Stahlhelm (Abb.).

Pfuhles Bedeutung liegt nicht allein in seinem künstlerischen Werk beschlossen. Täglich teilt er in lebendigem Wirken Anregungen aus. Vor allem hat er die dekorative Fähigkeit dauernd für die Gebrauchsgraphik eingesetzt und Drucksachen, Exlibris, Illustrationen in allen nur möglichen technischen Verfahren geschaffen, die in Danzig richtunggebend geworden sind. Ferner hat Pfuhle neben den Studenten, die bei ihm Sicherheit der Hand und Darstellung ihrer architektonischen Entwürfe lernen, eine Reihe von tüchtigen Künstlern herangebildet, unter ihnen Karl Kunz, Julius Zellmann, Fritz Heidingsfeld, Kurt Zeuner, St. Chlebowski.

Das Lebenswerk Pfuhles ist noch nicht vollendet. Seine Bilder haben gerade in den letzten Jahren die größte Sicherheit und Reife erlangt und die Entwürfe neuer riesiger Wandbilder befinden sich unter seinen Händen. Er steht heute in vollster Schaffenskraft. Unablässig an sich arbeitend, tausendfältig sich abschleifend und ausweitend, in seiner strengen Selbsteinsicht und -überwindung eine echte Personifikation norddeutschen Geistes schafft der Mensch und Künstler Pfuhle über sich hinaus.

Fritz Pfuhle: Sturmangriff
Lithographie

Nur ein Stück Brot

Erzählung aus dem Sudetenland von Otto Goldbach

Auf einer Gebirgswanderung kam ich einmal gegen Abend zu einer Einschicht. Tagsüber hatte mich ein schweres Gewitter längere Zeit aufgehalten, so daß ich mein Abendziel, eine kleine, sudetendeutsche Bergstadt, nicht mehr erreichen konnte. Da die Einschicht ein freundliches, sauberes Aussehen hatte, beschloß ich, hier mein Nachtlager zu suchen.

Ich traf in der Stube nur ein Kind an. Es war ein blasses, großäugiges Mädchen mit ernstem, altklugem Gesichtlein. „Der Vater ist fortgegangen und die Mutter auch!" sagte es. „Sie sind schon lange fort. Schon den dritten Tag. Aber heute abend kommen sie wieder."

Ich fragte, wohin denn die Eltern gegangen seien.

„In die Stadt!" erwiderte das Kind. „Der Vater spielt dort Geige und die Mutter verkauft die Spitzen, die wir den Winter über geklöppelt haben."

„Und wer besorgt inzwischen Haus und Hof?"

„Das tu' ich!"

Ganz selbstverständlich kamen die Worte aus dem Munde des Kindes. Ich blickte es an und wußte lange Zeit keine weitere Rede. Endlich fragte ich: „Wie alt bist du eigentlich?"

„Neun Jahre!" Das Mädchen hob stolz den Kopf. Es kam sich wohl schon fast erwachsen vor. Ich jedoch hatte es seiner Größe nach auf höchstens siebeneinhalb Jahre geschätzt. „Hast du Geschwister?" fragte ich weiter.

„Die sind gestorben! Voriges Jahr starb mein Brüderchen, das war das letzte. Die Annel und der Seppel starben schon vor drei Jahren. Sie waren alle so schwach."

Ich sah, wie die blauen Augen feucht schimmerten. Da lenkte ich rasch ab: „Wohin gehst du denn in die Schule?"

Das Kind nannte einen stundenweit entfernten Ort. „Aber wenn das Wetter gar zu schlecht ist oder die Eltern auf Verdienst gegangen sind, darf ich zuhause bleiben!" setzte es hinzu. „Der Herr Lehrer ist sehr gut zu mir." —

Es erzählte nun viel von seiner Schule, brachte mir seine Hausaufgaben, die es in den drei Tagen geschrieben hatte, und zeigte mir seine Zeugnisse. So verrann eine gute halbe Stunde und es dunkelte rasch um das Haus. Nun lief das Mädchen einige Male zum Hoftore, um zu sehen, ob die Eltern kämen. Als es jedoch ganz finster geworden war, schien es dem Kinde ein wenig zu grauen und es verriegelte die Haustüre.

Es schien bereits eine große Zutraulichkeit zu mir gefaßt zu haben, denn es zog auf einmal einen Schemel unter dem Tisch hervor und setzte sich zu meinen Füßen. Es legte seine weißen, blutleeren Händchen auf meine Knie und fragte mich, ob ich Geschichten erzählen könne.

Da erzählte ich. Es war kein Licht in der Stube außer dem Widerschein des prasselnden Reisigfeuers, der ruhelos über das Gesicht des kleinen Mädchens flackerte und es mit einem rotgoldenen Schimmer verschönte und in den großen Kinderaugen, die mich unverwandt anstarrten, ein seltsames Glänzen weckte. Ich erzählte einige Sagen, die ich als Kind besonders geliebt hatte, erzählte und erzählte, bis ich sah, daß die Kleine müde wurde.

„Nun weiß ich nichts mehr!" sagte ich lächelnd.

Da saß sie ganz still und schaute zu Boden. Ich wollte sie fragen, wie ihr meine Geschichten gefallen hatten, aber ich merkte, daß sie mit schweren Gedanken rang. Da schwieg ich und wartete. Plötzlich stand das Kind auf und blickte mich

lächelnd an. „Du haſt ſo ſchön erzählt!“ ſagte es. „Nur meine Mutter kann ſo ſchön erzählen wie du. Ich muß dir etwas ſchenken!“ —

Und ehe ich ein Wort erwidern konnte, war die Kleine in die Nebenkammer gelaufen. Ich hörte ſie dort eine Weile kramen, dann kehrte ſie wieder, die rechte Hand auf dem Rücken bergend. Sie kam ganz nahe zu mir heran, das Geſichtlein in geſpannter Erwartung meiner Überraſchung. Und dann — mit einem Ruck — hielt ſie mir ihr Geſchenk hin. „Weißbrot!“ ſagte ſie, als verkünde ſie ein großes Geheimnis.

Es war ein Stück Stadtbrot. Während ich es nahm, dachte ich daran, daß in der Heimat des Mädchens der Weizen nicht gedeiht und das Korn oft nicht reif wird, daß Hafer, Gerſte und Kartoffel die wichtigſten Feldfrüchte ſind und daß auch an ihnen Not iſt. Da begriff ich, was für ein koſtbares Geſchenk ich in den Händen hielt. Ich ſuchte vergeblich nach dem rechten Dankeswort. Da ſtrich ich mit der Hand behutſam über das Haar des Kindes. Es wurde rot, als hätte es einen Grund, ſich zu ſchämen, und ſchmiegt ſich heftig an mich.

Schritte ließen ſich vom Hofe her vernehmen. Die Eltern kehrten zurück! Jauchzend ſtürzte ihnen das Mädchen entgegen, während ich das Brot brach und aß.

Gibt es auf Erden etwas Edleres als die Seele dieſes Kindes?

Menſchen ohne Arbeit

Die abends müde noch am Bettrand hocken,
geſenkten Hauptes, ihre ſchweren Hände
wie wuchtend Werkzeug in den Schoß gelegt,
und nun in ihrem Hirn Gedanken brüten,
davon der Atem faſt zu ſtrömen aufhört,
ſind nicht erkaltet über all den Schmerzen.

Doch legt ein Alp ſich nachts auf ihre Bruſt
ſtatt lichter Freuden friedevollem Reigen,
und jeder Tag ſinkt wie ein kalter Schatten
auf ihrer Seele kaltes Lampenlicht.
Sie wurden ſtumm und gehn mit ſchweren Schritten
und dumpfen Sinnen ihren kurzen Gang.

Vielleicht, daß ihrer Enkel beſſre Tage
ein Leuchten einſt auf ihre Qual verbreiten.
Doch hier auf Erden ſind ſie leidgeſchlagen,
Erniedrigung und Schmerzen angeboren.
Die Freuden gehen ungekannt verloren,
und ſchweigſam werden ſie ihr Los zu Ende tragen.

Joſef Schneider

Hymnus auf die Arbeit

Aus Fabriken tönen Stahlgesänge,
Räder surren Gottes Weltenlied.
Aus des kargen Lebens Zwang und Enge
Unsrer Arbeit stolze Andacht blüht.
Arbeit ist Freude — Freude tut not!

Werke wachsen auf aus ungefügen
Großen Händen voll gestraffter Kraft.
Ob wir hämmern, graben oder pflügen,
Kleinstes wird zum größten Dienst gerafft.
Arbeit ist Leben — Leben tut not!

Wie die Räder ineinandergreifen,
Packen wir des Arbeitsbruders Hand.
Unsren Kindern soll das Leben reifen
Und der Arbeit freies Mutterland.
Arbeit ist Liebe — Liebe tut not!

Unter Schweiß und Bergeslast und Mühen
Sinken alle Tage in die Nacht,
Und wir wissen, daß an jedem frühen
Morgen Gottes Kraft mit uns erwacht.
Arbeit ist Gottes liebstes Gebet!

Josef Schneider

Der Toten Geburtstag

Erzählung von Erich Post

Hein Gork mochte nicht nein sagen, obwohl ihn jene seltsame Stimme wieder angesprochen hatte, die tief in den Gedanken leise Rede raunte. Hein widersprach seiner Emma selten. Sie mußte ja für alles gerade stehen, was an Land geschah, was mit dem Aussuchen der Beute und dem Verkauf der Fische zu tun hatte. Und wenn die Händler kamen, führte Emma das Wort. Und im Hause war sie die Herrscherin.... Alles war richtig, was sie tat. Sie hielt den Haushalt auf gesunder Grundlage und nutzte die kleinen Werte, die Hein Gork von seinen Fischzügen auf dem Haff heimbrachte.

Hein Gork mochte nicht nein sagen, wenn Emma einen Wunsch aussprach. Er hatte auf dem Wasser zu trotzen vielemale, wenn die Böe seinen Kahn anfiel, wenn prasselnder Regen ihm die Sicht verwehrte, wenn sich würgender Traum aus flirrendem Himmel über ihn warf oder gar, wenn in der Dämmerung die wohlbekannten Konturen der Küsten sich zu nebliger Weite verwischten. Wenn dann die Blinklichter der Leuchttürme fahl in das Unwirkliche tasteten und im Brodem zerbrachen....

Er hatte zu trotzen und sich zu behaupten, wenn ihm die Gedanken erwachten und in ihrer tiefsten Versunkenheit ihn ansprachen, fremd und grausig, und doch ihm gehörig und seinem Schicksal. Oft geschah es, daß seine Hände an den Netzen ruhten, daß seine Augen das Flimmern der Luft annahmen, und sein Mund sich hart verschloß, um den Schrei zurückzuhalten, der in der bebenden Brust sich formte. Dann kam er müde nach Hause, saß auf der Gartenbank ein Weilchen, aß still mit den Seinen und ging mit schweren, schleppenden Schritten in seine Kammer, um bleiernen Schlaf zu suchen.

Und heute, da er, wieder gepeinigt von dem Unnennbaren, nach Hause kam, hatte Emma ihn am Laufsteg erwartet und ihn aufgefordert, Lieschen Balk zu besuchen. Lieschen war 60 Jahre alt, heute.

Noch lag der Tag über dem Haff. Die kleinen Wellen spielten auf der Wasserfläche und tändelten klatschend und sprudelnd in den Binsen. Saftgrün war die knappe Wiese hinter dem schmalen Laufsteg, Kartoffelstauden hoben ihre staubigen Körper, da breitete sich die Dorfstraße, die blumenumstandenen Häuser grüßten, und der Nehrungswald wuchtete sich auf, die Düne entlang der offenen See und ihren stetigen, steifen Winden entgegen. Aber Hein Gork sah viel mehr. Seiner Emma davon zu berichten, vermochte er nicht übers Herz zu bringen, sie hatte ja schon oft über seine Eigenart gespöttelt, und überdies war sie heute lustig und erfreut über den bevorstehenden Besuch.

Hein Gork nickte mit dem Kopf. Die Frau half ihm die Netze zu bergen und die Fische zu sammeln. „Nicht viel, Hein, vondag", sagte sie. Kleine Zander, ein paar Schleie, Aale, man dünn. Emma rechnete schnell im Kopf — paar Pfennig. Na, morgen gibts vielleicht mehr. „Hein?" Er drehte den Kopf und sah sie an. Da wußte Emma, ihn hatte es wieder gepackt. Aber sie mochte heute nichts davon wissen.

Ja, so ein Studierter, ein Sommergast, hatte ihr einmal gesagt ihr Mann sähe wirklich den Tod. Und das käme von der Abgeschlossenheit der Dorfgemeinschaft von der Welt, viele Generationen lang. Da bestände eine gewisse Verbindung von Seele zu Seele und feine Ahnungsfäden zögen sich von Mensch zu Mensch. Schicksale Einzelner lägen offen

Fritz Pfuhle: Die Tochter des Künstlers
Ölbild ausgestellt im Haus der Deutschen Kunst in München

vor den Blicken der Begnadeten, in denen übersinnliche Kräfte wirkten, die den meisten Menschen verloren gegangen seien. Und solch ein Begnadeter wäre Hein Gork, ihr Mann. — Na, könnte ja sein. Aber sie, Emma Gork, hätte noch nie etwas gesehen, als daß ihr Mann manchmal sich sehr seltsam benehme und dies wäre ihr unheimlicher, als das Merkwürdige, das hierzu die Veranlassung geben könnte. Sie hätte ihr Leben zu führen und ein Aal wäre ihr wichtiger als die Gedanken, die man sich über ihn zu machen vermöchte. — Darum handelte es sich ja gar nicht, hatte ihr der Studierte geantwortet, sie vermischte zwei fremde Welten miteinander. — Ach was, sagte Emma wenn sie stürbe, wäre sie eben tot und käme wahrscheinlich in den Himmel (dies mit einem Lächeln), darum brauchte sie sich keine Sorgen zu machen — hier hätte sie dazusein und das Leben zu leben. Ihm, dem Hein, zögen ja die Händler das Hemd aus, vom Aalpreis verstünde er nichts und ei, das Haus? Da hatte der Studierte herzhaft gelacht, der drallen Frau die Schulter geklopft und sich eine kräftige Fischsuppe bestellt mit ordentlich Dill darin und Butter und — na, Frau Gork, sie wüßte ja schon. ...

So war eben Emma bisher bei ihrer Ansicht geblieben. Dennoch ging sie über einen gutmütigen Spott nie hinaus, aber sie maßte sich an, Hein kräftig anzupacken und ihn „auf andere Gedanken" zu bringen, wenn sie ihm eine Seltsamkeit anmerkte. Und jetzt dachte sie erst recht nicht abzulassen, da sie ja gar nichts an den Haaren herbeizuziehen hatte: Lieschen Balk war eine gute Bekannte, hatte sie auf dem Schoß gehabt als sie noch klein war, Emmchen, mit den widerborstigen Zöpfen — und nun feierte die Alte eben Geburtstag.

Hein Gork sagte nicht nein. Da er jetzt aufgefordert wurde, mochte er nicht ausweichen. Und wenn seine einsamen Gedanken auf dem Wasser sich an Land bestätigen wollten, so sollte es zusammenpassen, ihnen zu folgen und zugleich Emma zu Willen zu sein. Er nickte abermals mit dem Kopf und folgte seiner Frau in die Stube.

Die Emma war bald fix und fertig. Sie hatte sich eine saubere Schürze und das gute Schaltuch umgebunden. Das sah schon sehr gut aus und schien, als Emma sich wohlgefällig vor dem Spiegel drehte, durchaus für einen Geburtstag hinreichend. Aber Hein suchte noch im Kleiderspind. Er blickte versonnen die kleine Reihe der Kleider ab, dann hob er seinen Sonntagsanzug heraus, nahm das weiße Brettchen, den steifen Kragen und den langen schwarzen Schlips. Bedächtig zog er sich um, wählte die guten Schuhe und fuhr schließlich noch mit der nassen Bürste sorgsam über das Zeug. Emma sah staunend die Bemühungen, lachte dann auf und meinte: „Du machst ja Staat, als ginge es auf eine Hochzeit!" Hein drehte sich um, sah seine Frau lange an und sagte leise: „Oder zum Begräbnis..." Da wollte Emma heftig werden, aber sie hielt an sich und zog ihren Mann eilig aus dem Haus.

Bis zu Lieschen Balk war es nicht weit, wenig mehr als hundert Schritte. Auf dem Wege lag die Nachmittagssonne und sandte ihre Strahlen in die kleinen, bunten, liebevoll gepflegten Gärten. Die Fischer machten nicht viel Wesen mit Viehkram und Gemüsepflanzung, doch für das Vorgärtchen hatten sie viel übrig. Und die Frauen setzten im Frühjahr gut überwinterte Knollen und Wurzeln, säten wohl auch Blumensaat, wenn sie irgendwo gegen Fische oder noch besser gegen schmeichelhafte Worte einzutauschen ging — und so sprühte denn das Fleckchen Erde vor der Laube im Sommer herrlich auf und blieb bunt und lockend bis in den Herbst hinein. Das mußte wohl so sein, damit die wortkargen und eigensinnigen Männer etwas zum Freuen hatten, wenn sie vom Fang kamen — damit sie das Heimkommen nicht vergaßen.

Emma Gork hatte viel zu entdecken auf dem kurzen Spaziergang. Sie kam ja auch selten aus dem Haus. Und eben heute, gerade nach dem Schreck in der Stube, wollte sie ihrem Hein allerlei zeigen: ganz sonderbar gefärbte Stiefmütterchen, zartgetönte Federnelken, großblumige, grelle Dahlien und die verwehten, ruscheligen Asternbüsche. Gleich wußte sie dann von den Nachbarn zu er-

zählen, was so der Wind ihr zugetragen hatte. Von Grete Worm zum Beispiel, die wieder mit einem anderen Kerl ging, wohl ein Käser aus der Niederung, neulich wären beide gesehen worden, versteckt in den Dünen, und auch dies Verhältnis würde sicher keine Dauer haben. Aber der kleine Bengel von Barks, der Johann, na, der schlüge ganz in die Art. Immer bei den Netzen und kürzlich hätte er sich einen Aal selbst gebraten. Abgezogen wäre er ja nicht gewesen, haha, Hein, und ausgenommen auch nicht, aber der kleine Johann wäre über seine Tat äußerst zufrieden gewesen und hätte tapfer reingehauen und das zähe Zeug gekaut, haha, Hein. ...

Hein aber sagte nichts. Weibersachen, dachte er bei sich. Und meinte es fast bekümmert. Wenn er doch auch so aufgehen könnte in allerlei Kleinigkeit, geringem Schwatz und heiterer Betrachtung. Er kam eben nicht los von dem Großen, dem alleinigen und gemeinsamen Schicksal.

Plötzlich platzte Emma heraus: „Wer soll denn sterben, vondag?" Hein sah vor sich hin: „Das weiß ich eben nicht ..." Na also! Emma schnippte mit den Fingern und wies auf die Hütte von Lieschen Balk. Kinder tummelten sich im Vorgarten, die Pforte stand offen, Tellerklappern klang aus der Küche, Lachen, Gespräch — Lieschen Balk hatte Geburtstag.

Lieschen saß auf dem Sofa. Sechzig Jahre, Herrgott, die waren ihr nicht anzumerken. War denn das Alter die weiße Strähne, die paar Runzeln an den Augen und um den Mund herum? War das Alter die behäbige Figur, und weil das Gebiß nicht mehr vollständig schien? I, Gottsdonner, Lieschen saß in einem Blumenmeer, Nelken, Dahlien, Studentenblumen, und der Mund ging ihr wie ein Räderwerk. Emma Gork gab dem Gespräch neuen Zunder, und so fiel es nicht auf, daß Hein still der Alten die Hand und ein paar Blumen gab, sich forschend umschaute und dann genau und erschreckt in Lieschens Gesicht sah.

Die Weiber lärmten, daß es eine Lust war. Und sie tranken den guten, echten Kaffee, nicht ohne über den Verbrauch herzlich erfreut zu sein. „Ich hab all vier Tassen, nein, nun ist aber Schluß, na, noch 'ne Kleinigkeit .. vielleicht 'n halbes Taßchen .. nicht so viel, nicht so viel .. hahaha, nun ist sie wieder voll." Und dann gings erneut auf die Wanderschaft mit dem Mundwerk, alle bekamen etwas ab, zuerst die Weiberröcke, junge und alte, und zum Schluß natürlich die Männer! Da wurde es interessant, und mancherlei konnte nur hinter der vorgehaltenen Hand erzählt werden.

Die Männer standen indes in der Türöffnung mit Flaschenbier. Sie sprachen wenig zueinander, kauten an den Tabakspfeifen herum, bescheuerten die Wände mit ihren breiten Rücken und knurrten ab und an etwas von Netzen, Kuttern und Fang. Wie das so Männerart ist. Manchmal schauten sie verstohlen zu den Frauen herüber, insonderheit, wenn da gekichert wurde, aber viel Interesse mochten sie nicht verraten.

Nur Hein Gork schickte scharfe Blicke in die Stube. Und wie nun Emma eifrig zu einer anscheinend dollen Geschichte ansetzte, natürlich über ihren Mann, da wurde er unruhig und machte ihr heimliche Zeichen. Das wurde natürlich bemerkt und machte erst recht neugierig.

So legte Emma denn los und mußte nach vielem Getuschel am Ende erzählen, daß Hein heute wieder ganz komisch wäre und von einem Begräbnis geredet hätte. Den Weibern war das schön gruselig. Aber wie Emma wichtig mit einem Hinweis auf Heins Kleidung berichtete, daß der Mann den Todesfall mit diesem Geburtstag in Verbindung gebracht hätte, wurden sie nachdenklich und fühlten sich bedroht. Die uralte Minna Klatt verengte ihre Augen und blickte lauernd zu Hein Gork. Der zog die Luft in den Mund und bekam harte Falten in die Wangen. Dann stellte er sich auf das andere Bein und schaute vom Weibertisch fort in den Garten.

In der Stube war es noch immer still, alle Frauen saßen wie gebannt, nur Emma rutschte unruhig auf ihrem Stuhl und suchte nach einer Ablenkung. Lieschen Balk meisterte endlich die peinliche Verlegenheit, denn sie bot mit lauter Stimme neuen Kaffee an. Da gings wieder los mit dem Nötigen, Versagen und schließlich mit dem geräuschvollen Schlubbern: Lieschen hatte Geburtstag, wer könnte

da vom Tod reden, ei, so 60 Jahre, die wären ein schönes Stück Alter, aber wenn jeder sich noch so karsch hielte wie Lieschen Balk ...

Und keine der Frauen fühlte, daß sie dem Tod gerade mit diesem Gespräch zu folgen begann auf dem heimlichen Weg zu der Erwählten. —

Minna Klatt mahnte zuerst zum Aufbruch. Das Kuchenzeug läge ihr auf dem Magen, und der Kaffee würde ihr das Herz rebellisch machen. Sie gab Lieschen Balk die Hand, zog die Sechzigjährige kurz an sich, stand auf und schlurrte ohne weiteren Gruß eng an Hein Gork vorbei, der noch immer in der Türöffnung verharrte. Der Mann spürte die Berührung und sah vom fusseligen Umschlagtuch der Alten graue, spinnige Fäden auf seinem Anzug. Er tat einen harten Biß in das Pfeifenholz und blickte ernst der eilig Fortstrebenden nach.

Allgemein wurde nun das Adesagen. Weiterer Kaffee mußte jetzt leider endgültig abgelehnt werden, und hierhin und dorthin zogen die Besucher davon. Einzig Hein und Emma Gork verweilten noch. Zwar standen sie auch schon in der Vorlaube, aber irgendetwas zu sagen schien noch übrig. Emma war unschlüssig, ob zu ihrer Geschichte am Kaffeetisch ein erklärendes, beschwichtigendes Wort hinzugesetzt werden müßte, und Hein — Hein graute es einfach vor dem Heimweg. Lieschen Balk aber stand mit gefalteten Händen über dem Leibe und schaute unbekümmert in den Dämmer der beginnenden Nacht. Sie war zufrieden mit ihrem Geburtstag und müde.

Da gab sich Hein Gork einen Ruck, preßte heftig die Hände der Alten und ging festen Schrittes zur Gartenpforte. Er hörte einen schmatzenden Kuß und dann seine Frau hastig hinter sich. Doch nun war er innerlich allein. Und gerade, weil Emma ihn leise schalt, daß er die Gesellschaft gestört habe mit seinem abgründigen Wesen, und sie müßte der Lieschen einen Kuchen backen für morgen, um sie zu versöhnen und freundlich zu stimmen. Hein drehte sich nach seiner Frau um und lachte unterdrückt, dann sah er wieder geradeaus.

Nicht viel mehr als hundert Schritt waren es bis zum Gorkschen Hause. Aber der Weg schien endlos. Fadenscheiniges Licht lag über der Dorfstraße, blind und verglast breitete sich das Haff, duff und geheimnisvoll hob sich der Nehrungswald. Geduckt standen die Fischerhäuser, ihre Gärten waren versunken. Kein Laut war zu vernehmen. Aber Hein paßte scharf auf und wußte, daß sich das Seltsame, Furchtbare melden würde.

Emma war verstummt, sie stapfte langsam hinter ihrem Mann her. Und da — kam es heran. Noch war es weit: tapp, tapp auf Holzkorken von Pröbbernau herüber. Und näher, lauter: tapp, tapp, tapp. Und nichts zu erkennen. Da war es heran. Eine fahle Gestalt mit wehendem Rock: „Lieschen", schrie Emma auf. Da war es husch vorbei. „Lieschen", rief Emma noch, „wo willst du hin?" Da war es weit fort, leise: tapp, tapp — und Stille.

Das war alles.

„Hein", sagte die Frau verstört, „ich kenn doch Lieschen!?" — „Sei ruhig, Emma, das war ein Spuk", antwortete dumpf der Mann. Emma verneinte, orakelte und versuchte zu erklären. Aber Hein schwieg. Schneller ging er voran, den Kopf steif erhoben und die Augen weit offen, schneller zum eigenen Haus und in die Schlafkammer. Emma jagte hinterdrein, blieb dann aber in der Küche und polterte da herum, nahm Mehl, Butter, Eier, klopfte schnaufend den Teig und buk geschäftig einen gewaltigen Kuchen für Lieschen Balk, um die Alte morgen zu versöhnen und freundlich zu stimmen. —

Am anderen Morgen eilte Emma mit dem wohlgeratenen Kuchen zu Balks Haus und kam nach kurzer Frist beunruhigt zurück — Lieschen wäre über das Backwerk verwundert und gar nicht ausgewesen, gestern Abend! Hein müßte nun mal raus mit der Sprache. Was er bloß hätte. Das könnte doch nicht mit richtigen Dingen zugehen. ... Da schüttelte sich Hein Gork wortlos, stand auf und fuhr aufs Haff.

Und noch ein Tag und wieder eine Nacht. Erst als am dritten Morgen die Sonne grell über dem glitzernden Wasser aufging, und ein Reiher mit schrillem Schrei über das Dorf flog, rief Hein Gork seine Frau an und sagte: „Lieschen

Balk ist soeben gestorben." Da fragte Emma nichts mehr, ging zum Kranzmacher und bestellte ein großes Gebinde mit Federnelken, Dahlien und Studentenblumen. —

Das Begräbnis von Lieschen Balk ist längst gewesen. Vielmals schon haben bunte Blumen auf ihrer Grabstätte geblüht, oftmals schon legten treue Dörfler Tannenzweige über den Hügel, wenn wieder der steife Nordost den Winter verkündete. Lieschen Balks Tod ist ein stilles Gedenken geworden, abseits von allen Erregungen und friedevoll eingebettet in das Unabwendbare. Aber Hein Gork trägt auch dieses Leben noch mit sich herum, wie alle vergangenen und die gegenwärtigen. Und was er noch zu sagen weiß von den Heutigen — dieses Wissen liegt begründet in den Ahnungen vor vieler Zeit.

Auch Emma hat Lieschen in lebendiger Erinnerung. Sie denkt noch manchmal an den Kuchen, ob der vielleicht nicht ausgebacken gewesen ist und den Tod der Alten am Ende verschuldet hat. Doch mit diesem Gedanken will sie Schluß machen, weil der nichts einbringt. Da ist ihr ein Bild lieber, das sie sich nebenher mit den Jahren zauberte, das mag in die gute Stube passen, wenn dort Sommergäste eingezogen sind. Und kommt mal ein Studierter, einer, der so etwas versteht und zu würdigen weiß, dem erzählt sie, daß die Dorfgemeinschaft hier etwas Besonderes sei und ihr Mann, der Hein, was ganz Einmaliges. Ja! Der könne eben sehen, was niemand sieht, das wüßte sie, die Emma, ganz genau, denn einmal habe sie das miterlebt!

Und dann steht die Frau mit gefalteten Händen über dem Leibe, fast wie Lieschen Balk, und spricht andächtig, bis sie sich der Fischsuppe erinnert, die auf dem Feuer kocht. Und ist nun ein Studierter leckrig geworden und möchte mehr wissen, dann verweist ihn die Emma an Hein, der zum Essen nach Hause kommt. Hein aber weicht stets allen Fragen aus, schaut nur die Neugierigen mit seinem forschenden Blick an und wünscht ablenkend eine gute Mahlzeit.

HERBST

Nun löscht Natur allmählich alle Farben
und löst sich dämmernd nach Bemühn und Fleiß.
Ein leichter Nebel überflutet leis
des braunen Ackers tiefgefurchte Narben.

Geerntet sind die körnerschweren Garben,
es rundet sich ein grünes Jahr zum Kreis.
Und letzte Astern deuten schon das Weiß,
in dem noch alle, alle Sommer starben.

Die Wehmut wandert zur Vergangenheit
und über weitverzweigte, schmale Spuren
und sucht das Ewige im Bann der Zeit.

Und findet heilig auf den weiten Fluren
sich selber auf in einem Wunderkleid
der letzten Schönheit und der Seltsamkeit.

Erich Post

„Sie schlagen Funken noch aus Ihrem Danzig, — das wird jeder Schmied zu bewundern haben!"

Zum Gedenken an den ostdeutschen Musiker-Philosophen Carl Fuchs 1838 – 1938

Die Aufgaben einer Geschichtsforschung und -Betrachtung, die uns aus der Vergangenheit das innere Wesen unseres Volkes, seine Fehler und Versäumnisse, seine Kräfte und Möglichkeiten erstehen lassen soll, sind nicht damit erschöpft, dem Leben und Wirken der ganz großen Geister und Helden nachzuspüren. Wir wissen heute aus bitteren und stolzen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, wie stark Führung und Volk miteinander verknüpft sind, ja daß Glück und Blüte eines Volkes von dieser Wechselwirkung zwischen Führung und Volk geradezu abhängig sind.

Das Volk aber ist keine stumpfsinnig einheitliche Masse, kein schwerfälliger Block, dem die Großen einer Zeit als isolierte, aus einem imaginären Jenseits herabgestiegene Erscheinungen gegenüberstehen. Das Volk ist vielmehr eine Summe von nach Geistes- und Charaktereigenschaften abgestuften Individuen. Die Summe der Persönlichkeiten unter diesen Einzelmenschen macht den Wert einer Gemeinschaft des Volkes aus. Und an der Spitze dieser Pyramide steht der Held der Tat oder des Geistes, als der höchste Ausdruck des Gemeinschaftswertes. Die Festigkeit der Pyramide richtet sich nach der Tragfähigkeit des breiten Fundaments, ihre Höhe nach der Größe der sich nach oben abstufenden bindenden Zwischenglieder.

Noch eine Überlegung macht dem neuzeitlichen Geschichtsbetrachter die Beachtung und Wertung der bindenden Zwischenglieder zur Pflicht. Die Größe einer Idee oder einer Tat besteht darin, daß sie dem, was in den Tiefen einer Gemeinschaft lebt und reift, den höchsten Ausdruck und die lebendigste Wirksamkeit verleiht. Eine Idee ist nichts, wenn sie nicht das innere Wesen der sie tragenden Gemeinschaft darstellt. Daher gehen ihrem sieghaften Aufschwung zur umfassenden Herrschaft Bewegungen voraus, die wie ein Wetterleuchten das Vorhandensein und die Bereitschaft der durch sie entfesselten Kräfte der Gemeinschaft verkünden.

Das dem unsrigen vorausgehende Zeitalter symbolierte sich am stärksten in zwei Gestalten: Nietzsche und Bismarck. In ihnen erwies sich zugleich die Tragik ihrer Epoche. Versagte sich Nietzsche die praktische Gestaltungskraft, seinen Ideen zu einer Heilung des Europäertums zur Verwirklichung zu verhelfen, so daß er schaudernd vor der Gefährlichkeit seines eigenen Gedankenganges die Entstehung eines stärkeren Zukunftsgeschlechtes erhoffte, so fehlte Bismarck zur letzten Größe die geistige Ideenkraft, die seinem praktischen Einigungswerk sinnvollen Inhalt verleihen mußte. Das war mit einem Wort die Tragik der Führungslosigkeit jener Zeit.

Daß beider Wirken trotz der fortschreitenden Vermassung und Verrassung nicht vergeblich blieb, verdankt das deutsche Volk einer Anzahl von Männern, die — innerlich unberührt von der Fäulnis materialistisch-naturfremden Denkens — das Erbe der Idee und das Erbe der Tat in Worten, Werken und Haltung bewahrten. Es waren Männer, die in einer Zeit kraftvoller Führung wahrscheinlich zu den ersten Geistern der Nation zählen würden und, dem Schlingennetz einer widrigen Geistesströmung enthoben, zu den eigentlichen Zielen ihres kämpferischen Lebens gelangen könnten. So aber erschöpfte sich ihre Leidenschaft im Kampf

mit dem übermächtig Wesenlosen, ihre Namen versanken und ihr Wirken war ein Opfer auf den Altären der Idee.

Was in einem ganzen Reich galt, dessen Westen und Mitte in ihrer wirtschaftlichen Lage alle Voraussetzungen einer kulturellen Blütezeit besaßen, mußte erst recht im Osten der Fall sein, dem „wartenden Land", das der überschüssigen Kraft eines wieder zu Macht und Ansehen gelangten Staates harrte, aber von der einer westlichen Zivilisation verfallenen, materialisierten Masse sündhafter Vernachlässigung preisgegeben wurde. Kein Wunder unter einer Führung, die die größte Tradition ihres Herrschersystems, die östliche Aufgabe des Preußentums verkannte! Der Osten des Reiches, der auch heute noch gegen die Nachwirkung dieser Haltung um Verständnis für seine Aufgaben ringen muß, hat allen Grund, sich dieser Männer zu erinnern, deren Namen heute zwar verklungen sind, die aber zu ihrer Zeit die Fahne des Geistes hochgehalten haben als einsame Cornets einer noch im Schoß der Zukunft ruhenden Armee.

„Sie schlagen Funken noch aus Ihrem Danzig, — das wird jeder Schmied zu bewundern haben", diese Worte richtete Friedrich Nietzsche an den Danziger Musikerphilosophen Carl Fuchs, dessen wir hier aus Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 22. Oktober gedenken. Und in einem Brief an den bekannten Herausgeber des „Kunstwart", Ferdinand Avenarius, äußert Nietzsche: „Das [Fuchs] ist in allen Problemen der musikalischen Ästhetik der gelehrteste Kopf, den ich kennen lernte: Philosoph und Musiker in Einem, und dabei einer unserer geistreichsten Schriftsteller (— ich empfehle Niemanden, der mich irgendwann einmal gelangweilt hat: dergleichen vergebe und vergesse ich nie)." Doch selbst diese Worte des in der Beurteilung seiner Zeitgenossen wahrlich kompetentesten Philosophen würde nicht die Beschäftigung mit einem heute kaum mehr bekannten Manne rechtfertigen, wenn nicht dessen Wirken sich zu allgemeingültiger Bedeutung für seine Zeit und die Nachkommen erhoben hätte. Sie könnte höchstens zu lokalgeschichtlicher Erinnerung im entsprechenden Teil einer Tageszeitung, oder bestensfalls zu einer speziellen Würdigung in Fachschriften Veranlassung bieten.

Carl Fuchs, als Sohn eines Musiklehrers am Kadettenkorps in Potsdam geboren, kommt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Osten, nach Hirschberg in Schlesien und nach Danzig, wo er vor 15 Jahren in hohem Alter starb. Von einem bigotten, engherzigen Vater, der — selbst ein Kantorssohn — im Pfarrerberuf höchstes Ideal der Lebensgeltung erblickte, war Fuchs zum Studium der Theologie gezwungen worden, das er nach schweren seelischen und materiellen Kämpfen mit dem Studium der Musik und der Philosophie vertauschte. Hans von Bülow, der die ungewöhnliche Begabung des jungen Studenten erkannte, gab ihm unentgeltlichen Klavierunterricht und schenkte ihm einen Flügel. Sein Philosophiestudium gipfelte in einer Doktorarbeit „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst", deren Beurteilung die philosophische Fakultät in Greifswald wegen mangelnder Kompetenz ablehnte und die noch heute als die grundlegende Abhandlung über die musikalische Ästhetik auf Grund Schopenhauerscher Prinzipien gilt.

In diesen wenigen Angaben liegt zugleich die Grundlage des geistig-künstlerischen Kämpferlebens von Carl Fuchs beschlossen: eine Polarität zwischen philosophisch-abstraktem Erkenntnisstreben und praktischem Schaffensdrang als Künstler und Musik-Erzieher, ein innerer Zwiespalt zwischen Künstler und Gelehrtem, persönlich-tragisch und doch notwendig, um seinem Leben und Wirken die höhere Einheit und damit die allgemein-gültige, beispielhafte Bedeutung zu verleihen.

Wir können es uns versagen, das Auf und Ab dieses Künstlerlebens bis ins einzelne zu schildern, obwohl es reizvoll genug wäre zu verfolgen, wie ein hochbegabter Pianist in einer Zeit der Äußerlichkeiten um die nackten Grundlagen seiner materiellen Existenz ringen mußte, dem ein Franz Liszt begeistertes Lob spendete, von dessen Fähigkeiten Hugo Riemann in den höchsten Tönen des Enthusiasmus kündete und von dem Nietzsches treuer Wegbegleiter, der Komponist Peter Gast, schrieb, er besäße eine „alle Welten der Musik umspannende

Congenialität". Die Notwendigkeit, sich und seiner Familie durch eine feste Anstellung die Lebensgrundlagen zu sichern, führte ihn nach Danzig. Aus dieser Stadt von damals kaum 200 000 Einwohnern, die in materiellem Wohlstand erstarrt, ein kaufmännisch-nüchternes Leben ohne geistige und künstlerische Impulse führte, macht er in wenigen Jahren eine weit über den Osten hinaus bekannte Stätte musikalischer Kultur. Das geschah nun nicht durch werbende und organisatorische Tätigkeit in den engen Zirkeln der oberen Zehntausend. Unbekümmert um Parteien, Vereine, um Eitelkeiten und Vorurteile stürzt er sich in die Öffentlichkeit, gibt Klavierkonzerte, kämpft als Organist wütend gegen die Unkultur fauler und unfähiger Kirchenmusiker, mahnt die Stadtbürger unaufhörlich aus ihrer Bequemlichkeit und finanziellen Engherzigkeit gegenüber kulturellen Zwecken[1]). Bald ist der temperamentvolle Mann mit dem kurzsichtigen, stets in die Weiten seiner geistig-künstlerischen Ideale verlorenen Blick und den wehenden weißen Haaren eine stadtbekannte Persönlichkeit. Selbst die Sackträger auf der Speicherinsel deuten auf ihn mit Fingern und rufen: „Kiek mol de olle Voß mit de wiete Hoar" (Kuck' mal, der alte Fuchs mit den weißen Haaren). Eines Tages fand ihn sein Sohn nach verzweifeltem Suchen in einer kleinen Schenke, wo er einer gespannt lauschenden Schar von Arbeitern und Kutschern in begeisterten Worten den Sinn einer neuen Lebensauffassung nach Nietzsches Ideen klarzumachen suchte. Unterdessen wartete im „Danziger Hof" ungeduldig ein wohlanständiges Konzertpublikum auf den Künstler des Abends. —

Zahlreiche derartige Anekdoten werden noch heute von alten Danzigern erzählt, allerdings wissen sie kaum, daß sich darin weniger die skurrilen Seiten eines Originals offenbaren, als vielmehr das Insich-selbst-Beruhen eines unabhängigen Menschen. Weit entfernt, ein Bohémien zu sein, war Carl Fuchs ein Anti-Bürger, eben weil er alle Unordnung haßte, auch wenn sie von einer fadenscheinigen Wohlanständigkeit verhüllt war. Er haßte alle Unordnung auch in der Musik. Er konnte sich daher nicht entschließen, sein ungewöhnliches pianistisches Talent in allen europäischen Konzertsälen glänzen zu lassen, vor einem blasierten Publikum, das nur den sinnlichen Klangreiz, nicht aber den künstlerischen Wahrheitswert in der Musik suchte. Es hätte ihn, der keine Konzessionen an ihren Effekthunger machte, ohnehin kurz über lang abgelehnt. „Vorleben" auch als Künstler war seine Devise, und bei solch einem Publikum bedeutete das — „lebe gefährlich".

So machte sich Fuchs die Erkenntnisse des Musiktheoretikers Hugo Riemann, daß die innere Gesetzmäßigkeit der Musik durch Regeln einer musikalischen „Orthographie" oder „Interpunktion" einwandfrei zu erfassen sei, nicht nur zu eigen, sondern suchte sie auch praktisch zu vertreten. In Schriften über „Die Zukunft des musikalischen Vortrages", „Die Freiheit des musikalischen Vortrages" und „Takt und Rhythmus im Choral" vertrat er mit größter Leidenschaftlichkeit diese Thesen gegen alle zu seiner Zeit hoch in Geltung stehende Virtuosenwillkür. Hier hoffte er auch für seine hohe künstlerische Begabung die rechte Aufgabe gefunden zu haben, indem er an seinen eignen Leistungen als Pianist und Organist die praktische Durchführbarkeit dieser Theorie beispielhaft bewies.

In diesem Kampf nun fand er die innere Übereinstimmung mit den Ideen der Nietzeschen Philosophie, denn auch in der Musik erschien ihm die „Umwertung aller Werte" als die einzige Rettung aus der immer weiter um sich greifenden Inflation aller künstlerischen Werte. Ein lebhafter Briefwechsel mit dem großen Philosophen[2]) gibt Zeugnis von dieser inneren Verbundenheit. Doch auch daraus wieder leitete Carl Fuchs die Verpflichtung ab, sich nicht mit der persönlichen Beglückung einer wertvollen Freundschaft zu begnügen, sondern in seinem Lebens-

[1]) Vor etwa 30 Jahren schilderte er in einer Artikelserie die unmöglichen Zustände des völlig veralteten Stadttheaters, deren Behebung erst durch den im Jahre 1935 errichteten Neubau des Danziger Staatstheaters erreicht worden ist!

[2]) Vgl. Friedr. Nietzsches Briefe. 3 Bde. Berlin-Leipzig 1902.

kreis und darüber hinaus durch Rede und Schrift für die Ideen des Philosophen zu kämpfen und zu werben, ohne sich selbst und seine Privatinteressen zu schonen. Als erstes in der Welt errichtetes Denkmal für Friedrich Nietzsche ließ Fuchs aus Geldern, die er durch Konzerte zusammenbrachte, auf einem Felsen bei Sils-Maria eine Gedächtnistafel anbringen, die die Worte des Mitternachtsliedes aus „Zarathustra": „O Mensch, gib acht!" trägt. Der Undank des freimaurerischen Spießers, der ihn bestenfalls für verrückt erklärte, und der bequemen Sonntagvormittagchristen war ihm gewiß.

Für diesen Undank verstand er auch noch auf andere Weise zu sorgen, nämlich durch das auch heute noch äußerst unbeliebte Amt des Musikkritikers. Keineswegs konnte er in dieser Tätigkeit, die ihm meist als äußerst lästig erschien, irgendetwas Befriedigendes und Ausreichendes erblicken. Doch nahm er auch sie so ernst, wie es kaum zu seiner Zeit, geschweige denn in den Nachkriegsjahren bei irgendeinem Kritiker der Fall gewesen sein dürfte. In einer umfangreichen Schrift „Künstler und Kritiker" (1898) hat er zu diesem Problem, zu dessen Wesen wir heute trotz aller Versuche immer noch nicht vorgedrungen sind, in außerordentlich interessanter Weise Stellung genommen. Einige Zitate mögen das belegen. In dem Kapitel „Ideal des Kunstrichters" stellt er für diesen drei grundsätzliche Forderungen auf:

1. Der Kritiker soll empfänglich sein für das Wahre, Große und Schöne, für alles Bedeutungsvolle, Tiefe, Hinreißende und Bezaubernde in einem Werke und dessen Wiedergabe. Er soll unterscheiden können zwischen „erlernter Technik und angeborenem Talent und der Anwalt des wahren Talents sein, wenn es sich mit offenbarer Tüchtigkeit verbindet". Zunächst aber soll der Kritiker in Bezug auf Naturanlage und Wissen („Persönlichkeit") die Bedingungen erfüllen, die zu einem sachlich zutreffenden Urteil gehören.

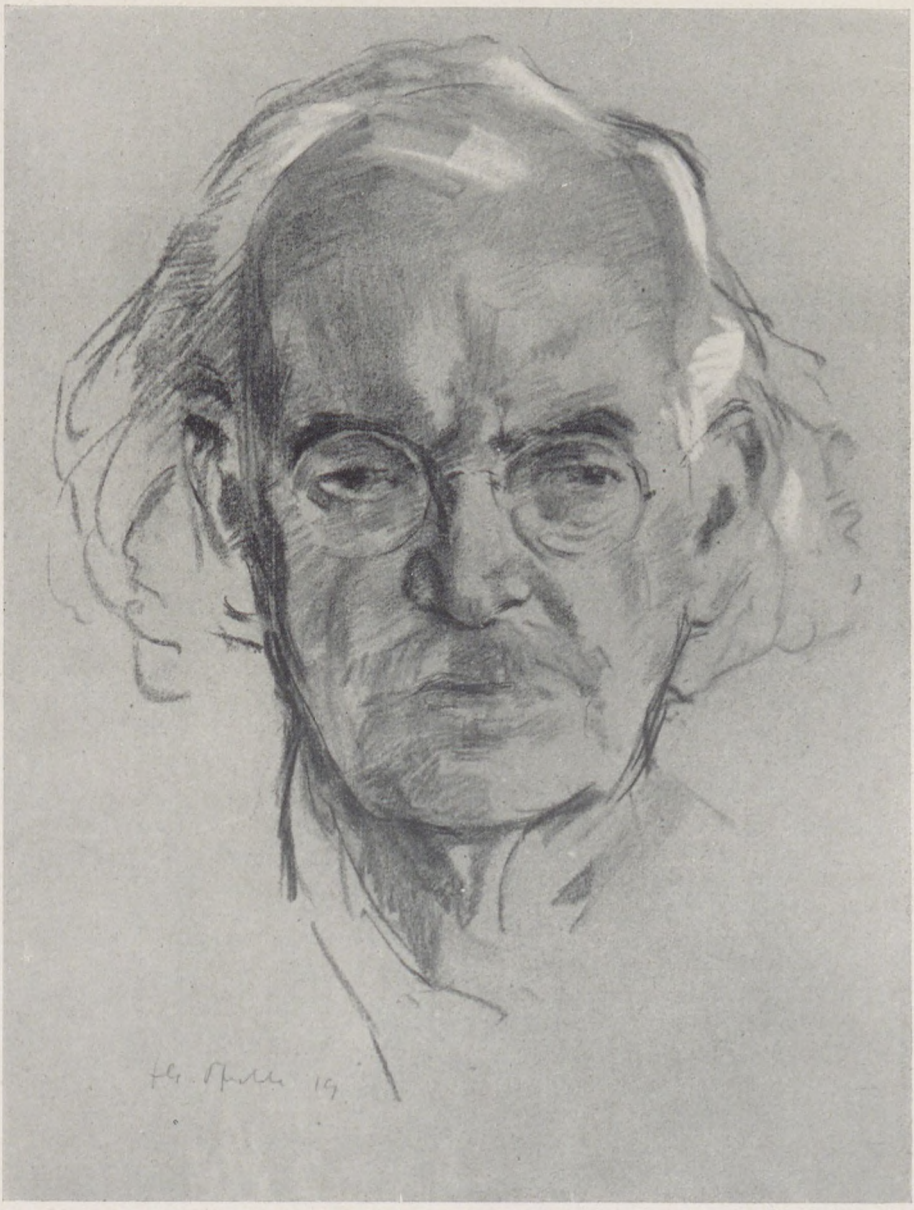
2. Der Kritiker soll „mit seiner Person und seiner Namensunterschrift für sein Urteil einstehen wollen und können". Er soll es in der Ausschaltung aller persönlichen Einflüsse, Vorurteile usw. „bis zu jener moralischen Virtuosität gebracht haben, von der der Begriff und selbst die Ahnung den meisten seiner Leser fremd zu sein pflegt: sie verlangen von ihm mit aller Feierlichkeit ..., daß er unparteiisch schreibe, denken aber nicht im Traume an die Frage, ob sie ihn auch unparteiisch lesen!"

3. „Die moralische Virtuosität, die umfassende Sachkenntnis und selbst die starke Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke nebst dem Formensinn machen den Kritiker doch noch keineswegs aus. Dazu, das Amt eines solchen zu versehen, gehört außerdem Geist und Stil, d. h. die Fähigkeit, eigene Gedanken zu haben und ihnen einen ebenso schönen, wie verständlichen und beredten Ausdruck zu verleihen. . . . Die Kritik einer genialen Kunstleistung soll selbst ein Kunstwerk sein ... Nicht so sehr der Tadel, als das Lob stellt hohe Anforderungen an den Kritiker; es ist noch keine Kritik, wenn ich sage, „es war sehr schön", oder „es war mit einem Worte vollendet", oder von Leistungen der Anmut: „Fräulein X. war einfach süß." Beim Tadel soll man den Geist, wenigstens das Bonmot, eher sparen; er verwundet ohnedies genug. Es ist aber schwerer, mit „Geist zu loben, als mit Recht zu tadeln."

4. „Der Kritiker soll endlich nicht ganz außerhalb des Kunstbetriebs stehen, er soll selbst auf irgendeinem Gebiet der Kunst ein erhebliches Können besitzen und sich der Kritik damit gestellt haben. Sonst kann er nicht wissen, wie dem Künstler zumute ist, dem obliegt, etwas Erhebliches zu bestimmter Stunde, an bestimmtem Ort vor Publikum und Kritik, also so gut, wie unter allen Umständen zu können."

Kurz, Fuchs fordert, daß dem Künstler, von dem jeder verlangt, daß er eine „Persönlichkeit" sei, auch der Kritiker als eine wahre „Persönlichkeit" gegenübertritt: „Für den Vortragenden im Verhältnis zum vorgetragenen Werk gilt im anerkennenden, wie im aberkennenden Sinne das Wort: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst", — für den Kritiker im Verhältnis zum echten Künstler das ähnliche Wort „Geist wird nur von Geist verspürt".

Solchergestalt führte er den von Nietzsche geforderten Kampf gegen die



Prof. Dr. Carl Fuchs-Danzig (22. 10. 1838—27. 8. 1922)
nach einer Kohlezeichnung von F. Pfuhle

„Viel-zu-Vielen", aber auf beiden Seiten, auf der des Künstlers und der des Kritikers. In einem Kapitel „Der herrschende Zustand" oder die „Viel-zu-Vielen" macht er folgenden, in unseren Tagen äußerst modern anmutenden Reformvorschlag: „In dem Umstande, daß völlig kompetente und zuverlässige Urteile über Leistungen und Künstler ganz ohne geschriebene Kritik allerdings herzustellen wären, liegt die Möglichkeit einer Reform der Kritik überhaupt ..... Eine in Bezug auf [musikalische] Intelligenz über allem Zweifel erhabene und jeder feineren wie gröberen Beeinflussung entrückte Jury von Autoritäten hätte ohne alle Nachsicht für die bloß „tüchtigen", die Techniker, wie ohne Rücksicht auf die erwerbsbedürftige oder renommeelüsterne Unfertigkeit oder Mittelmäßigkeit ..... Diplome zu erteilen, deren Besitz für die Laufbahn der damit ausgezeichneten Künstler im ganzen Lande entscheidend wäre." Diese etwa von sechs Männern besetzte Jury-Institution müßte beim Kultusministerium ressortieren. Die Zeitungen könnten sich dann auf reine Berichterstattung (Rezension) beschränken.

Dieser Vorschlag bedeutet, in modernen Worten ausgedrückt, nichts anderes als die Forderung nach einer „Kulturkammer" oder einem „Kultursenat". Natürlich wußte Fuchs, daß der Fortfall jeder beschreibenden Kunstkritik ohne diese Voraussetzung einer wertenden Jury zwar sehr angenehm für den Künstler, aber verhängnisvoll für die Kunst wäre, denn „täuscht doch der Seelenlose leicht das Publikum, wenn er nur die Kraft und Ausdauer eines Hausknechts mit der Behendigkeit des Affen am Klavier vereinigt". Vor lauter Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Künstlers und seine Mühe, könnte so die Kunst zum Teufel gehen. Denn nur das Volk ist Richter über das Wahre und das Unechte. Selten aber ist das Volk Publikum, und noch seltener das Publikum Volk.

Doch nicht nur auf diesem, seinem ureigensten Gebiet der Kunst und der Musik war Carl Fuchs seinen Zeitgenossen um mehrere Längen voraus. Was könnte die Annahme, dieser Mann sei im Grunde nichts anderes als ein begabter, aber weltfremder Spezialist gewesen, besser widerlegen, als z. B. die Tatsache, daß er sich tatkräftig für den Konstrukteur einer lenkbaren Flügelschraube einsetzte, die die Möglichkeiten der Luftfahrt zu bessern versprach! Ihn, den Anhänger der Idee vom prometheischen Menschen begeisterte der Gedanke des Fliegens, der Eroberung eines Elements durch den schöpferischen Menschen und der Loslösung von der Erdenschwere. So verfaßte er, angeregt durch einen Jugendfreund Nietzsches, den Freiherrn von Gersdorf[3]), einen ausführlichen Aufruf, der die Erfindung des Flugzeugmechanikers Ganswindt schilderte und um Unterstützung warb. Und das im Jahre 1901, wo noch die meisten Menschen die Fliegerei als einen „unwirtschaftlichen" oder „gemeingefährlichen" Wahnwitz lächerlicher Phantasten ansahen!

Nichts wäre dümmer, als aus solchen Anzeichen einer weiten Vorausschau etwa den Rückschluß zu konstruieren, dieser Mann sei so etwas wie ein „verfrühter Nazi" gewesen. Wenn aber jemand, der in seinen Traditionen, seinen Lebensformen und Gewöhnungen den liberalen und konservativen Anschauungen seiner Zeit gewiß eng verhaftet war, im Jahre 1913 schreibt, man müsse „Deutschtum" und „Deutschtun" unterscheiden, oder: der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (der große „Kehr-mir-nicht-dran" den Junkers gegenüber) und Friedrich der Große hätten dem deutschen Volk „das auch zur Kultur notwendige politische Rückgrat gegeben", so ist das wohl einiges Erstaunens wert.

Oder ein anderes Beispiel: Im Jahre 1921, als 83-jähriger Greis, schreibt er über die Himmelfahrt Christi, die Erfindung dieser Mythen wäre „priesterlich hochnotwendig gewesen, da ja sonst der Todesbesieger, der Grabesbrecher, leibhaftig als ewiger „Christ" statt des ewigen Juden unter uns wandeln müßte. Es ist die Übertragung des zum Propheten degradierten Wettergottes Elias mit dem feurigen Wagen auf die Christusgestalt. Alles erwachsen auf dem Grunde einer ganz anderen Mentalität als die unsrige ist, nämlich einer semi-

[3]) Vgl. „Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Fr. Nietzsche" IV. Teil (Ergänzungsband). Weimar 1937.

tischen. Es waren ja lauter Hebräer, die das Neue Testament, jeder eine Broschüre für sich, geschrieben haben, so daß die zu Missionszwecken unter Juden gemachte Rückübersetzung ins Hebräische sich natürlicher ausnimmt als die hellenische, schon weil es hebräisch kein Dialekt ist. Ich selbst könnte (als ehemaliger Theologie-Student) heute noch das Vaterunser leicht ins Hebräische übersetzen. Es ist semitisch gedacht, mit Erlaubnis zu sagen („wie wir vergeben" = „Auge um Auge", „Dies um Das")... Das Unglück ist eben, daß das Christentum keine Volksreligion deutschen Ursprungs ist, sondern ein semitisches arte factum oder Zeiterscheinung unter den römischen Kaisern . . . . "

Daß ein Mann von derart revolutionärem Denken und Handeln in seiner Zeit, noch dazu in einer Mittelstadt wie dem Danzig des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sich nicht entfalten konnte, bedarf keiner Erwähnung. Es wird viele solche Männer geben, deren Namen heute vergessen sind und die ihre Leidenschaft in diesem Raume verzehrten, ohne daß der deutsche Osten es ihnen zu ihren Lebzeiten danken konnte. Ihr Wirken aber war dennoch nicht umsonst. Manches ihrer Worte oder Töne fielen wie Samenkörner in die Herzen der Menschen um erst nach langen Jahren aufzukeimen. Sie waren die lebendigen Vermittler zwischen Seher und Führer, der Sauerteig und Quell der Fruchtbarkeit eines geistigen Bodens, aus dem ein neues Leben erwachsen kann, das sie bewußt vorausschauten, oder in dunklem Drange erhofften.

Karl Hans Fuchs.

Denn was ist Freiheit?

Denn was ist Freiheit? Daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat. Daß man die Distanz, die uns abtrennt, festhält. Daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird. Daß man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet. Freiheit bedeutet, daß die männlichen, die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andere Instinkte, zum Beispiel über die des Glücks. Der freigewordene Mensch, um wie viel mehr der freigewordene Geist, tritt mit Füßen auf die verächtliche Art von Wohlbefinden, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demokratien träumen. Der freie Mensch ist Krieger.

Wonach mißt sich die Freiheit, bei Einzelnen wie bei Völkern? Nach dem Widerstand der überwunden werden muß, nach der Mühe, die es kostet, oben zu bleiben. Den höchsten Typus der freien Menschen hätte man dort zu suchen, wo beständig der höchste Widerstand werden muß . . .

Die Völker, die etwas wert waren, wert wurden, wurden dies nie unter liberalen Institutionen: die große Gefahr machte etwas aus ihnen, das Ehrfurcht verdient, die Gefahr, die uns unsere Hilfsmittel, unsere Wehr und Waffen, unseren Geist erst kennen lehrt, — die uns zwingt, stark zu sein.

Friedrich Nietzsche

(Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemäßen)

Prag

Die Geschichte seines Deutschtums

von Gottfried Rothacker

Alle Städte Böhmens, wie auch die der andern Sudetenländer sind deutschen Ursprungs. Die Slawen, die als Hörige der Awaren nach Böhmen kamen, brachten es über die Dorf- und Marktsiedlung nicht hinaus, was auch der Vater der tschechischen Geschichtsschreibung Franz Palacky zugibt, der sonst von den Deutschen in den böhmischen Ländern nur als von den mehr lästigen als erwünschten Eindringlingen und Kolonisten spricht, was den geschichtlichen Tatsachen freilich nicht entspricht.

So waren die ersten slawischen Siedlungen um die beiden Burgen Hradschin und Vyschehrad, aus dem sich Prag entwickelte, nicht unbedeutende Handelsplätze. Aber der Begriff des Bürgertums war in ihnen unbekannt. Schon sehr frühzeitig, um das Jahr 1000 herum, gründeten deutsche Kaufleute eine eigene, abgeschlossene Siedlung, die von König Wratislaw II. die ersten Privilegien erhielt. Diese Privilegien, die den Deutschen außerordentliche Vorrechte gewährten, wurden immer wieder erneuert und bestätigt. In der Urkunde des Herzogs Sobieslaw, der bis 1179 regierte, werden den Deutschen alle Rechte gewährleistet. Sie wählen ihre Richter und Pfarrer selbst. Sie genießen den besonderen Schutz der Herzöge und Könige, die jeden Eingriff in die Rechte der Deutschen mit härtesten Strafen bedrohen. Denn der wachsende Wohlstand Prags und damit des ganzen Landes war ausschließlich auf die Tüchtigkeit der Deutschen zurückzuführen, und die böhmischen Fürsten waren schon aus diesem Grunde klug genug, den deutschen Einfluß dauernd zu heben. Sie selbst heirateten mit Vorliebe deutsche Fürstentöchter, riefen deutsche Gelehrte, Künstler und Ratgeber an ihren Hof. So wurde nicht nur das Prager Bürgertum deutsch, auch am Hofe drang das Deutsche immer stärker in den Vordergrund. Frühzeitig nahmen die Prager Deutschen das Nürnberger Stadtrecht an und in der ersten Hälfte umgaben sie die Stadt mit einer festen Mauer. Damit war der entscheidende Schritt in der Entwicklung vollzogen. Die ersten urkundlich genannten Bürger tragen ausschließlich deutsche Namen. Die in die Stadt aufgenommenen Tschechen lebten nach deutschem Recht und das Gesicht Prags blieb deutsch.

So berichtet der zeitgenössische Chronist über den Einzug König Johanns, des ersten Luxemburgers nach dem Aussterben der Przemysliden, daß der größte Teil der Bevölkerung ihn in deutscher Sprache begrüßt hätte. Unter den Luxemburgern entstanden die großen Prager Bauten, die heute noch der Stadt das Gepräge geben. Sie alle wurden in der Hauptsache von deutschen Künstlern errichtet, der herrliche Veitsdom, die weltbekannte Steinbrücke über die Moldau, die Theinkirche in der Prager Altstadt und noch viele andere kunstvolle Bauwerke. Als der zweite Luxemburger, Karl IV., auch deutscher Kaiser wurde, war Prag die Hauptstadt Deutschlands. Unter ihm wurde Prag aus der empfangenden zur gebenden Stadt. Hier entstand die erste deutsche Universität nach dem Muster der zu Bologna und Paris. Aus dem ganzen Deutschen

Reich strömten die Studierenden nach Prag, vier Fünftel aller Hörer waren Deutsche, nur ein Fünftel waren Slawen.

Es ist begreiflich, daß dieser strahlende Mittelpunkt deutschen Geisteslebens fruchtbar und belebend hinauswirkte bis an die Grenzen des Reiches. Die Anfänge der Renaissance und des Humanismus gehen auf Prag zurück. Und die segensvollste Errungenschaft der deutschen Kultur, die deutsche Schriftsprache, nahm ihre Entwicklung von Prag aus. Die Sprache der kaiserlichen Hofkanzleien wurde zum Vorbild für die landesfürstlichen Kanzleien und die Sprache der kursächsischen Kanzlei legte dann Luther seiner Bibelübersetzung zugrunde, damit den Siegeslauf der einheitlichen deutschen Schriftsprache erzwingend; eine Tat von unabschätzbarer kultureller und politischer Bedeutung.

Zur Zeit dieses Höhepunktes aber begannen die selbstlosen deutschen Leistungen auch andere Früchte zu tragen. Die freigebige, unbegrenzte Ausstrahlung der deutschen Kulturblüte war auf die Tschechen natürlich nicht ohne Wirkung geblieben. Auch bei den Tschechen begannen sich die erweckten Geister, gestärkt durch kraftvolles Volksbewußtsein, zu regen. Tschechische Köpfe, im deutschen Wesen gründlich geschult, erhoben immer lautere Ansprüche auf die Führung des Landes und der zuerst fruchtbare Wetteifer zwischen Deutschen und Tschechen verkrampfte sich in eifersüchtige Spannungen, die nur eines äußerlichen Ereignisses bedurften, um sich in den ersten großen, politisch bewußten volklichen Auseinandersetzungen auszulösen. Dieses Ereignis war die Verbrennung des Johannes Hus zu Konstanz am Bodensee. Es folgte eine schreckliche Zeit. Weil die deutsche Bevölkerung zum Großteil katholisch war, während das tschechische Volk und sein Adel sich dem Hussitismus ergab, wurde aus dem Religionskrieg ein Völkerkrieg, der mit einer bis dahin beispiellosen Grausamkeit geführt wurde. Nach dem scheinbaren Friedensschluß zwischen Hussiten und dem schwachen König Sigismund hatten die Tschechen alle Vorrechte des Landes in der Hand. Die tschechische Sprache war Amtssprache, auch in den überwiegend deutschen Städten, die Eintragungen in die Prager Landtafel geschahen nur tschechisch. Die deutsche Zuwanderung nach Prag wurde unterbunden, es wurde kein „Ausländer" als Stadtbürger aufgenommen, der nicht tschechisch konnte. Kein Kind war erbberechtigt, das die tschechische Sprache nicht beherrschte und wer diese trotz Kenntnis nicht gebrauchen wollte, wurde aus der Stadt verwiesen. Diese Verhältnisse dauerten bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts.

So bekam das Land und vor allem Prag für fast 200 Jahre einen gewaltsamen tschechischen Anstrich, aber das Deutschtum wurde dadurch weder ausgelöscht noch dauernd geschwächt. Verhältnismäßig schnell hatte sich das Deutschtum von dem Schrecken der Hussitenzeit erholt. Die Landstädte waren sogar deutscher als vorher und auch das Deutschtum in Prag war nie in Gefahr zu verschwinden. Man sah bald, und dieser Einsicht konnten sich auch die fanatischesten Tschechen nicht verschließen, daß der Reichtum des Landes ohne ständige Hilfe der Deutschen verloren gehen müßte. So kam es, daß das Deutschtum in Prag sehr schnell wieder seine frühere Stärke erreichte und sogar übertraf. Betrug die Zahl der deutschen Neubürger Prags um 1500 kaum 3 oder 4 v. H. der Gesamtzahl der Neueinbürgerungen, so stieg ihr Anteil trotz aller Widerstände von seitens der vertschechten Ämter dauernd und unaufhaltsam an. Er erreichte um 1600 bereits 50 v. H.; in einzelnen Stadtteilen, so auf dem Hradschin und in der Kleinseite sogar 70 und 75 v. H. Dazu kam, daß viele Deutsche, deren Namen sich leicht ins Tschechische übersetzen ließen, von den tschechischen Amtsschreibern einfach tschechische Namen erhielten, so daß der Hundertsatz der Deutschen in Wahrheit noch größer gewesen sein muß.

Unter Kaiser Rudolf II. erlebte Prag seine zweite deutsche Glanzzeit. Alle Handwerke, die besondere Tüchtigkeit und Fertigkeit verlangten, lagen in deutschen Händen. Die Goldschmiede, die Schwertfeger, Drechsler, Tuchmacher, Uhrmacher, Kürschner usw. waren ausschließlich Deutsche. Die geringen Handwerker wie Bäcker, Fleischer, Müller, Schuh-

St. Veitsdom auf dem Hradschin

macher, Bierbrauer und ähnliche waren in der Mehrheit Tschechen.

Deutsche Künstler waren in Prag gern gesehen. Rudolf II. war, wie bekannt, mehr Kunstsammler als regierender Kaiser. Man weiß auch, daß ein Teil seiner Kunstschätze dem Grundstock der Sammlungen des Dresdener Grünen Gewölbes bilden. So blühte das Deutschtum unter der künstlichen tschechischen Decke, bis es 1627 auch die Gleichberechtigung des Deutschen als zweite Landes-

sprache erlangte. Damals waren die Prager Stadtteile Kleinseite und Hradschin rein deutsch, die Altstadt überwiegend deutsch, wenn man von dem mächtig anwachsenden Ghetto, das in der Altstadt lag, absieht. Nur die Bevölkerung der Neustadt blieb in der Mehrheit tschechisch. Auf diesem üppigen Grund aber gediehen Klerus und Judentum. Der Reichtum sammelte sich bei diesen und die übrige Bevölkerung verarmte. Prag wurde eine Stadt der Juden und Priester. Die Juden erhielten vom Kaiser für ihre Treue, die in der Gewährung guter Zinsen tragender Darlehen bestand, sogar das Recht zur Ghettoerweiterung, so daß die Christen der Altstadt in arge räumliche Bedrängnis gerieten. Man sieht, daß die Habsburger frühzeitig sich mit den Juden des Geldes wegen eingelassen haben, eine fluchwürdige Tat, von der sie aber nur kurze Zeit abließen. Maria Theresia erbarmte sich der ausgesaugten Bevölkerung und ließ die Juden bis auf den letzten Mann aus Prag vertreiben. Diese Tatsache ist einer von den vielen Beweisen dafür, daß Maria Theresia zu den weitschauendsten Habsburger gehörte, wie deren nur ganz vereinzelte auf dem Thron gesessen haben. Freilich kamen die Juden schon in kurzer Zeit wieder, in größerer Zahl als vorher dawaren. Von nun ab waren sie in Prag wohl gelitten und sind es auch heute. Die Judenemigranten aus allen Ländern finden im Goldenen Prag immer gute Unterkunft.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde das Prager Stadtbild, an dem im 16. Jahrhundert italienische Meister ziemlich bedeutungslos herumgestaltet hatten, wesentlich geformt durch deutsche Künstler aus allen Reichsgebieten. Viele der herrlichen Barockpaläste und vor allem die unvergleichlich schöne Niklaskirche auf der Kleinseite, stammen von deutschen Künstlern, die zu den kühnsten und größten des Jahrhunderts gehörten, von denen nur zwei genannt sein sollen: Ignaz Dientzenhofer und Fischer von Erlach. Neben die bauliche Ausschmückung Prags trat bald auch eine unerhört gewaltige geistige Erneuerung.

Die deutsche Aufklärung fand hier fruchtbaren Boden. Die deutsche Dichtkunst wurde gepflegt und die französische immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Als die Deutschen mit Hilfe des kunstliebenden Adels das Nationaltheater erbauten, wurde es mit Lessings „Emilia Galotti" eröffnet. Die Oper brachte Mozartsche Werke mit solchem Erfolg heraus, daß Mozart selbst nach Prag ging, um dort die Uraufführung des „Don Giovanni" zu leiten. Prags Deutschtum jubelte ihm zu. Es waren, wie er selbst berichtet, die glücklichsten Tage seines Lebens. Später war Karl Maria von Weber Operndirektor in Prag. Es war jene Zeit in Wahrheit ein goldenes Zeitalter des Prager Deutschtums.

Aber nicht nur zu einem künstlerischen und geistigen Mittelpunkt war Prag geworden. Napoleon hatte Deutschland niedergerungen. Die großen gedemütigten Patrioten erhofften von Österreich Rettung und sie sammelten sich in Prag. Friedrich Genz war gekommen. Heinrich von Kleist wollte von Prag aus durch seine Zeitschrift „Germania" das deutsche Volk gegen den Korsen aufrufen. Die unglückliche Schlacht bei Wagram aber zerschlug seine Pläne. Freiherr vom Stein lebte zwei Jahre in Prag und wartete bei wissenschaftlichen Arbeiten seine Stunde ab. Und für viele andere deutsche Männer war Prag nicht nur Zufluchtsort, sondern Ausgangspunkt für ihre das Deutsche Reich befreienden Taten geworden. Prag war in diesen Jahren eine der deutschesten Städte des Reiches.

Nach den napoleonischen Kriegen gesellte sich zur großen nationalen Erhebung die romantische, die vor allem in Böhmen ein fruchtbares Feld für ihre Lehren fand. Zur Liebe des Volkes kam die Liebe zum Volkstümlichen, auch zum Volkstümlichen der anderen, vor allem der kleinen Völker. Die Deutschen Böhmens, besonders die in Prag, begannen sich dem unbedeutenden, ganz in den Hintergrund gesunkenen Tschechen zuzuwenden. Die Tschechen nahmen mit Eifer alle diese Bestrebungen auf. Es war das eine nationale Wiedergeburt der Tschechen, die sich in diesen Jahren vorbereitete und von den Prager Deutschen mit allen Mitteln gefördert wurde. Die

Deutschen aber, befangen im Gefühl ihrer Sicherheit und reine Toren in ihrer schwärmerischen Gesinnung merkten nichts von den Dingen, die sie zu ihrem eigenen Verderben hegten und pflegten, bis sie ihnen über den Kopf wuchsen und jener verzweifelte Kampf begann, der in Prag mit der Niederlage der Deutschen besiegelt wurde.

Im Sturmjahr 1848 hatte Prag rund 100 000 Einwohner, davon waren etwa 65 000 Deutsche und 35 000 Tschechen. Die Deutschen hatten eine Zweidrittelmehrheit. Dennoch wurde die Revolution von 1848 von den Tschechen diktiert und die Deutschen waren immer noch gutgläubig genug und so verblendet, daß sie sich allen tschechischen Forderungen fügten und diese den Habsburgern gegenüber verteidigten. Die wenigen deutschen Warner, die die Gefahr sahen und ihre Stimme erhoben, wurden nicht beachtet. Selbst als einer der nationalsten Tschechen, Karl Havliczek, in seinen Kundgebungen, die rücksichtslose Verdrängung aller Deutschen verlangte, ließen sich diese mit wenigen Worten über die wahren Absichten der Tschechen hinwegtäuschen. Der Sieg der österreichischen Reaktion brachte es mit sich, daß die beiden Völker sich nochmals vorübergehend versöhnten. Der tiefgreifende Riß aber wurde nicht mehr geschlossen. Waren bisher die politischen und kulturellen Vereine utraquistisch gewesen, so begannen nun immer mehr Deutsche einzusehen, daß sie von den Tschechen lediglich mißbraucht wurden. Das Deutsche wurde immer mehr verdrängt, immer deutlicher erhoben die Tschechen ihre Ansprüche auf ein mit den Deutschen nicht teilbares Böhmen. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gelang es den Tschechen, meist mit tatkräftiger Unterstützung der vielen slawischen Minister in den österreichischen Regierungen, alle ihre politischen Ziele zu erreichen. Die Deutschen aber mußten einen verzweifelten Kampf zur Rettung ihres kulturellen und wirtschaftlichen Besitzes auf sich nehmen, nachdem der politische Besitz in Böhmen so gut wie verloren war.

Es ist daher nicht wahr, wenn heute von den Tschechen behauptet wird, die Deutschen hätten im Rahmen der österreichischen Monarchie und mit Hilfe der Habsburger auf den Untergang der Tschechen hingearbeitet. Keine geschichtliche Lüge hat kürzere Beine als diese. Man muß nur diesen einen Beweis anführen: Prag, durch Jahrhunderte eine Stadt mit überwältigend deutscher Mehrheit, war im Augenblick des Zusammenbruches der österreichischen Monarchie eine tschechische Stadt mit einer kleinen deutschen Minderheit, der man in den folgenden Jahren auch die letzten menschlichen Rechte geraubt hat.

Dennoch ist Prag mit rund 40 000 Deutschen heute die zweitgrößte Siedlung der dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen. Das bauliche Gesicht der Stadt in seinen wesentlichen Bestandteilen ist so deutsch wie in jenen Jahrhunderten, da Deutsche es geschaffen und geformt. Daran ist nichts zu ändern. Denn die Zeit, da man mit geschichtlichen Fälschungen Politik machte, ist auch für die Tschechen endgültig vorbei.

Man müßte die Dome, Paläste, Kirchen und Brücken in den Schicksalsstrom der Moldau stürzen, wollte man zeigen, daß das „Goldene" Prag nie eine deutsche Stadt war. Da aber versagen die schwachen Kräfte des Nachkömmlings an der ewig währenden Leistung unserer deutschen Vorfahren.

Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

Schluß

Copyright by „Eugen Diederichs Verlag — Jena"

Da kommt Knebel zurück. Er hat es gut gemeint, denn er trägt schwer an einem kleinen Lederkoffer. Das helle Gelb paßt nicht ganz zu dem verwitterten Antlitz des Waldes, aber man kann darüber hinwegsehen, denn der Koffer enthält gute Dinge. Ein richtiges Mittagessen hat Knebel mitgebracht, nichts fehlt, nicht einmal die Papiermundtücher. Man merkt gleich, dies ist das Ergebnis männlicher Überlegung.

Wie er sich über Dorotheas Überraschung und ihr Lob freut! Nach wenigen Minuten ist der Tisch gesäubert und gedeckt. Dorothea rückt noch die einzelnen Teller und Gläser mit leichten Händen zu einem gefälligen Gleichmaß.

Da fällt ein Schatten über die Vorfreude des Mahls.

Der Hase unter seinem Vorbau meldet sich, und sogleich fällt es beiden ein; Knebel hat ihn nicht bedacht!

Wie sollte er auch? Und nach Männerart hat er obendrein hauptsächlich schwer verdauliche Dinge eingepackt, Salate mit dicken Tunken, Fleisch, Wurst, Schinken. Gerade daß auch ein paar Scheibchen Brot verschämt unter den Herrlichkeiten hervorschauen.

„Ich konnte wirklich nicht wissen, daß Sie das Kind mitbringen würden." Knebels Entschuldigung ist nicht frei von Vorwurf. Er scheint ärgerlich, weil seine Vorsorge sich nicht bewährt. Oder stört ihn der Knabe überhaupt?

Dorothea lacht: „Das ist nicht so schlimm, wir werden schon etwas zustande kriegen."

Richtig, es findet sich eine Büchse Milch, die für den Kaffee gedacht war.

„Wir werden sie warm machen und mit Brot vermischen." Sogleich beginnt Dorothea trockene Zweige zu sammeln. Sie schichtet sie kunstgerecht zu einem Scheiterhaufen, steckt ein wenig Papier dazwischen und bittet Knebel um ein Streichholz.

Der hat etwas hilflos daneben gestanden. Es ging alles so schnell, und nun kniet Dorothea schon neben dem Haufen, bevor er sie hat hindern können.

„Dorothea, Sie machen sich ja schmutzig!" Er zieht seinen Ledermantel aus und breitet ihn auf die Erde. Dann kniet er neben ihr nieder.

Dorothea hat für nichts anderes Gedanken übrig als für das Feuer. Behutsam führt sie das Streichholz an das Papier. Die Flamme leckt hoch, verlischt aber bald wieder. Die Äste sind kaum in Glut geraten.

„Pusten!" ruft Dorothea, denn es gilt, sich zu eilen. Sie selbst hat schon den Kopf heruntergebeugt und bläst in die Glut.

Knebel folgt ihrem Beispiel. Bei ihm geht alles ein wenig langsamer, als empfinde er Scheu vor solch einfachen Verrichtungen. Dann aber zeigt er, daß ein Mann doch über mehr Lungenkraft verfügt als eine schwache Frau. Fast bläst er den Haufen um.

Die Leidenschaft des Spiels kommt über beide. Eben, bei Knebels Atemstoß hat schon eine kleine Flamme über den Ästen geschwebt, doch ist sie wieder verloschen. Und jetzt scheint die Aussicht auf ein richtiges Feuer schwächer denn je. Nur eine einzige Stelle glüht noch.

Immer näher geraten die beiden Köpfe aneinander. Vielleicht aus einem unbe-

Fritz Pfuhle: Deutscher Soldat
Kohlezeichnung

stimmten Zwang, vielleicht auch nur in dem Bestreben, die eine glühende Stelle anzuhauchen. Der Mann fühlt das Haar der Frau an seiner Wange, er braucht nicht hinzusehen und weiß doch, daß es diese widerspenstigen Locken sind, die, selbst Flammen gleich, Schläfe und Ohren umspielen.

Und wie Männer nun einmal sind, so neigt auch Knebel dazu, im falschen Zeitpunkt aus der Gemeinsamkeit des Spiels zu treten, eine Haltung, die etwas von Betrug an sich hat.

Langsam nähert sich sein Mund der vor Eifer erglühten Wange der Frau.

Aber seht, jetzt gerade richtet Dorothea sich unerwartet auf und ruft: „Ich habe es geschafft!"

Tatsächlich loht der kleine Scheiterhaufen. Das Feuer prasselt nur so an den dürren Ästen entlang.

Dorothea steht schon wieder auf den Füßen: „Jetzt können Sie ruhig aufhören zu pusten", sagt sie im fröhlichen Spott des Siegers, „das Feuer hilft sich schon selbst weiter."

Sie behält recht und es dauert gar nicht lange, da bricht der Haufen zu roter Glut zusammen. Jetzt schnell die Büchse hineingestellt! — aber nein, erst öffnen, bevor sie heiß ist! — ja, so — und nun kann Knebel sich endlich ausruhen von den vielen Befehlen, die er gehorsam ausgeführt hat.

Der Hase erhält sein Mittagessen, das ihm nicht sonderlich schmeckt, ihm aber auch nicht viel schaden kann. Und nun kommt Knebels Feinkost endlich zu Ehren . . .

Wie müde man nach solch einem Essen im Walde wird, müde und zufrieden, mit sich und der Umwelt im Reinen. Der Hase ist auf der Bank unter dem Vorbau in Knebels Mantel gebettet worden, er hat den Finger in den Mund gesteckt und den Schlaf daran herbeigesogen.

„Und Sie, Dorothea?" fragt Knebel und steht auf.

Die Frau hatte gerade den Kopf zurückgelehnt und war mit den Augen dem Stamm der Buche gefolgt bis dort oben, wo die letzten Zweige mit dem Himmel verschmelzen. Sie schließt die Lider. Sogleich kehrt das Bild sich um. Der Himmel scheint schwarz, das Gewirr der Äste wandelt sich in silberne Fäden, rieselnden Bächen gleich, die sich vereinigen und in breitem warmen Strom auf sie herniederfluten.

Sie rührt sich nicht unter des Mannes Umarmung, sondern behält den Ausdruck einer Erschöpften, die sich fast ernst dem heiligen Quell hingibt, der an den Ufern des ewigen Lebens entspringt.

Als Knebel ihren Mund freigibt, bleibt ihr Körper wie bewußtlos in seinem Arm ruhen. Er muß sie halten, damit sie nicht umsinkt.

„Dorothea, fehlt Ihnen etwas?"

Sie öffnet langsam die Augen als käme sie aus einem fernen Traumland, und als das erschreckte Gesicht des Mannes vor ihr steht, schüttelt sie lächelnd den Kopf. Doch nun, da die Angst von ihm gewichen ist wie ein schweres Tuch, das plötzlich über sein Glück gefallen war, nun, wo auf der Grenze zwischen Schreck und übermächtigem Glücksgefühl eine neue unbändige Sehnsucht ihn anspringt, — nun wehrt sie ihm mit sanfter Hand, wie man einem Kind wider Willen eine Freude verbieten muß.

Er versteht es nicht: „Dorothea, warum nicht?"

Sie weiß keine Antwort. Ach wie hilflos ist sie! Sieht Knebel denn nicht, daß es nicht ihr Wille ist, der ihn zurückhält? Kennt er denn nicht jene Macht, die in der Seele der Frau für den Gleichklang von Leidenschaft und reinem Herzen sorgt? Weiß er nicht, daß ein Mann vor ihr Achtung haben sollte, weil sie das Köstlichste in der Frau behütet, jene bedingungslose Sicherheit des Glaubens an die überirdische Kraft der Liebe?

Vielleicht ist Dorotheas Seele gerade in diesem Augenblick nackt und wehrlos, in dem sie aus der Vergangenheit heraustritt und tastend nach einer neuen Ordnung sucht. Vielleicht wartet sie auf die Hand, die sie sanft und dabei sicher in das neue Land führt . . .

Knebel ist ratlos. Seine Klugheit läßt ihn hier im Stich, und sein unerfülltes Begehren macht sich in Worten Luft, wo selbst die schlechte Tat noch eher zu helfen vermöchte als das Wort.

„Schämst du dich vielleicht vor dem da?" und er zeigt auf den schlafenden Hasen.

Ein böser unterdrückter Groll schwingt in seiner Frage.

Dorotheas Gesicht verliert alle Farbe. Aber in ihren Körper ist die Kraft zurückgekehrt. Der Augenblick des Vergessens unter dem silbernen Strom ist vorüber. Sie steht auf und eilt auf den Hafen zu.

Jetzt besinnt sich der Mann und tritt ihr in den Weg.

„Dorothea, verzeih mir, ich verstand dich nicht. Kannst du mir nicht verzeihen?"

Sie sieht ihn traurig, fast teilnahmslos an.

„Verstehst du denn nicht, daß ich zu lange gewartet habe, um nicht den Verstand zu verlieren? Dorothea, vertraue mir doch."

Er macht eine zaghafte Bewegung, und als sie ruhig stehen bleibt, wagt er es, von neuem den Arm um sie zu legen.

Sie läßt es geschehen. Aber eine seltsame Traurigkeit ist über sie gekommen. Wie versteint steht sie da, nicht anders als das Tier vorhin beim Anblick der Menschen.

Er versucht, ihre Starre zu durchbrechen. Fast besinnungslos redet er auf sie ein. Er bestürmt sie mit Bitten und Beteuerungen, überschüttet sie mit Liebesworten und fordert immer wieder ihr Vertrauen.

Ja, er erreicht, was er will. Dorothea müßte keine Frau sein, sollte sie nicht die Verzweiflung enttäuschter Liebe aus seinen Worten heraushören. Und sie müßte keine Mutter sein, wollte sie ihn nicht trösten.

„Ich will es versuchen", sagt sie.

Plötzlich schreckt sie zusammen.

„Wo sind wir eigentlich?"

Knebel lacht: „Was tut das? Ist es nicht einerlei, wo wir sind, wenn wir nur zusammen sind?"

Dann wird auch er unruhig. Durch die Stille des Waldes hört man Schritte. Aus dem Schatten des Unterholzes dringen sie hervor.

„Warte bitte!" sagt Knebel und geht dem Unbekannten entgegen. Dorothea sieht ihm nach. Er ist erst wenige Meter von ihr fort, als ein Förster am Rande der Lichtung auftaucht.

Es ist noch ein junger Mann mit sehr ernsten Augen. Auf seiner Stirn steht eine tiefe Falte. Sein Gesicht ändert sich auch nicht, als Knebel mit ihm spricht. Er zeigt mit der Hand auf den Rest des Feuers und will darauf zugehen.

Knebel versucht, ihn zurückzuhalten. Aber gegenüber diesem ernsten Jüngling scheinen seine Worte keine Kraft zu haben. Und als er gar in die Tasche faßt und ein blankes Fünfmarkstück herauszieht, schiebt er ihn einfach beiseite.

Er geht zu dem Häufchen Glut und tritt es aus. Dann wendet er sich wieder zu Knebel: „Wie heißen Sie?"

„Aber machen Sie doch keine Sachen, kennen Sie mich denn nicht?"

Der Förster schüttelt den Kopf.

Knebel blickt zu Dorothea hinüber.

Der Förster folgt seinem Blick. Bisher hatte er sie im Halbdunkel der Vorlaube übersehen. Sogleich ändert sich seine Haltung. Er nimmt die Hacken zusammen und faßt an den Hut.

„Waidmannsheil!" sagt er.

„Waidmannsheil, Karl", antwortet Dorothea, die den Förster aus Fünfkirchen gut kennt, „wie geht es der Marie?"

„Danke sehr, gnädige Frau, sehr gut."

Dann kommt die Frage nach den Kindern. Die übliche Unterhaltung von Landmenschen kommt in Fluß. Nur zum Schluß muß Dorothea die peinlichen Worte hervorbringen: „Sagen Sie nichts von unserem Überfall, Karl, wir kamen zufällig hier vorbei . . . und . . ."

Karl weiß nicht, was hier vorgegangen ist, aber er versteht mit dem unverbildeten Gefühl des einfachen Menschen, daß Dorothea nur ungern diese Bitte ausspricht. So beeilt er sich seine Verschwiegenheit mit einem „Zu Befehl, gnädige Frau!" zu versichern.

Dann geht er, und nun wird es höchste Zeit, den Hafen zu wecken und heimzufahren. Denn die Abende sind noch kalt.

Knebel, der kein Wort mehr gesagt hat, packt den Koffer. Aber wie ungeschickt sind Männerhände! Dorothea muß alles noch einmal herausnehmen, sonst wäre der Deckel nie zugegangen.

Dann gehen sie Arm in Arm zum Wagen. Knebel ist so niedergeschlagen, daß Dorothea Mühe hat, ihn zu erheitern. So gewährt sie ihm gern die

Bitte, den Hasen diesmal nach hinten zu setzen.

Und als der Wagen die glatte Straße erreicht hat, findet Knebel auch seine Sicherheit wieder. Jetzt plötzlich fällt es ihm ein, daß dieser Tag ihm ja alles gegeben hat, wonach er seit Jahren strebte. Oder nicht?

Er hält so heftig an, daß Dorothea vornüberfällt. Aber schon hat er sie aufgefangen.

„Was ist los?" fragt sie erschreckt.

„Das!" sagt er und nimmt sie in die Arme . . .

Als sie dann weiterfahren, als der Wagen mit den langen Schatten der Bäume um die Wette läuft, da glaubt er endlich die Seele dieser Frau neben sich ganz sicher in seiner Obhut, nicht anders, als wie sie selbst seinem Willen als Lenker des Wagens ausgeliefert ist.

Hei, wie sie dahinsausen, als gelte es, mit dem Glück Schritt zu halten.

Mein Gott, wie war das nur möglich!

Malchen hatte es gleich bemerkt: „Dochen", hatte sie vorwurfsvoll gesagt, „der Hase ist ja ganz kalt."

Dorothea hatte es nicht glauben wollen. Der Tag war doch so schön gewesen und der Hase hatte seinen Mantel an, jenen dicken braunen Mantel, der schon Klaus und Peter immer sicher über die unwirtlichen Monate hinweggebracht hatte.

Allerdings, im Unterton der Luft hatte noch die Erinnerung an den Frost gelegen, und mit dem Wind, der bei schneller Fahrt hinten durch den Wagen zieht, ist nicht zu spaßen. Vorne spürt man ihn nicht, vor allem nicht, wenn das Herz warm ist und der Kopf voll glühender Gedanken . . .

In der Nacht fing es dann an.

Dorothea ist gerade in einen tiefen Schlaf gesunken, der, gestärkt von der Waldluft, sie mit sanfter Gewalt aus dem Dickicht nutzloser Grübeleien gezogen hat. In den Kaminen heult der Wind, denn das Wetter ist wieder umgeschlagen. Er übertönt den sanften Atem der Uta und des kleinen Kurt. Selbst Malchens leise Schritte gehen in der Unruhe verloren, die um das graue Haus tost.

Die alte Kinderfrau bleibt an Dorotheas Bett stehen und sieht eine Weile auf ihren Liebling herab, ohne ihn zu wecken. Ach, wie gönnt sie ihr diesen Schlaf, der die Wangen gerötet und die Stirn geglättet hat! Und wie Dorothea, umhüllt von der Reinheit des Unbewußten, vor ihr liegt, erfaßt Malchen eine Angst, die aus längst vergessener Ferne herübergreift, ein Gefühl, wie es Menschen bisweilen überkommen mag, wenn sie in alten Bilderalben blättern.

Dorothea war als Kind einmal schwerkrank — Bräune hieß diese Krankheit, die damals die Kinder im Schlaf überfiel und ihnen den Hals zuwürgte — und Malchen glaubt wohl nicht ganz zu unrecht, daß nur ihre Pflege und ihre Gebete damals das bedrohte Körperchen gerettet haben. Aus jener Zeit stammt auch der Keim jener mütterlich nahen Zuneigung, die sich heute mit Malchens eigenem Lebensbaum unlösbar verwachsen hat.

Warum nur alles im Leben wiederkehrt? Gutes wie Böses? Es ist nicht anders, als liefen wir immer denselben vorgesteckten Kreislauf ab.

Hinter Malchens steiler Stirn ist nur wenig Raum für müßige Gedanken. In jenem ernsten Haus wohnt vor allem das Bewußtsein der Pflicht. Sie legt die alte knorrige Hand auf Dorotheas Scheitel. Und so behutsam diese Bewegung auch ist, Dorothea ist sogleich wach, denn der Schlaf einer Mutter gehört nicht ihr allein. Er ist nur ein Teil des Schlafes der Kinder.

„Was ist los, Malchen?"

„Ich weiß nicht, Dochen, aber der Hase ist so unruhig. Ich dachte, vielleicht ist es besser, du siehst ihn einmal an."

Es ist schon lange her, daß eins der Kinder krank war. Ja, die Möglichkeit selbst ist so in die Ferne gerückt, daß Dorothea kaum die Worte der Kinderfrau begreift. Und nur, weil sie weiß, daß Malchen sie niemals ohne Not wecken würde, ist die Sorge sogleich in ihr wach geworden.

Die Sorge aber kommt selten allein, und auch diesmal heftet sich an ihre Fersen die Erinnerung an jene Frühlingsnacht vor einem Jahre. Damals — und das hat Dorothea sich nie verzeihen können — empfand sie dieselbe untergründige Furcht und hat sich dennoch von

der scheinbaren Belanglosigkeit des Ereignisses betören lassen. Diesmal wird sie auf der Hut sein, unbeirrbar, wie nur jemand es sein kann, der nicht mehr einem starken Arm vertrauen darf, um in ihn die letzte Verantwortung zu legen. Schon scheint es ihr kaum mehr begreiflich, daß sie sich überhaupt seit der Geburt des kleinen Kurt von dem Schlaf des Hasen hat trennen können . . .

Das Kind liegt leise wimmernd in seinem Bettchen. Der Schmerz kämpft wohl mit dem Schlaf, der ihn vorläufig immer wieder unter seine milden Fittiche zwingt. Der Hase ist ja noch in jenem Alter, in dem die tierhaften Triebe nicht von dem Verstand irregeleitet und die besten Heilkräfte durch die Angst zerstört werden. Er ruht, wie Malchen es nennt, noch ganz in Gottes Hand.

Trotzdem kann Dorothea sich nicht überwinden, das zarte Körperchen ruhen zu lassen. Sie kennt es ja nicht anders, als daß ein strahlendes Lächeln die Antwort ist, einerlei, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen der Hase ihre Nähe spürt.

So schmerzt es sie wie ein Stich, daß unter ihren Liebkosungen aus dem Wimmern ein greller Schrei wird, nein, eine Flut von Schreien, die sich überstürzend steigert. Und je näher sie das Kind an sich drückt, um so greller werden die Töne. Wut scheint jetzt den Schmerz zu unterstützen. Jedes Erkennen ist ausgelöscht. Das eigene Fleisch und Blut lehnt sich gegen seinen Ursprung auf. Sogar die kleinen Ärmchen strecken sich in entschiedener Abwehr.

Dorothea gibt sich nicht gleich geschlagen. Vielleicht hat das Kind sich nur erschreckt? Es wird wieder zu sich kommen und sie erkennen. Hört es denn ihre Stimme nicht?

„Hasi, mein Hasi!"

Die Mutter hat einen ganz bestimmten Tonfall, in dem sie diese drei Worte zu singen pflegt, fast eine Art Melodie. Jeder kennt sie und die kleine freche Uta bemüht sich sogar bisweilen, sie in altkluger Wichtigtuerei nachzuahmen.

Vor diesen Tönen verstummen die Schreie, gerade solange, daß Dorothea Zeit hat, einmal Atem zu holen. Doch als sie den Hasen nun an sich zieht und ihm einen Kuß voll inniger Dankbarkeit auf die Stirn haucht, kommt der Ausbruch erneut wieder, als sei er nur gestaut gewesen und habe nun die Kraft der angesammelten Fülle.

So hat Dorothea ihr Kind noch niemals schreien hören, dieser Verzweiflung, die aus der Unterwelt hervorzubrechen scheint, ist sie noch nie begegnet.

Ganz hilflos sieht sie sich nach Malchen um. Malchen ist nicht da. Und der Hase schreit und schreit.

Die Mutter legt ihn zurück in sein Bett. Eine Feder könnte nicht behutsamer niederschweben, als die Bewegung von Dorotheas Armen ist. Und als sie sich aufrichtet, scheint das Kind auch etwas ruhiger zu werden. Doch sie braucht nur den Arm auszustrecken, um seine Kissen zurechtzulegen, so flammt seine Abwehr wieder auf. Sie kann sich nicht mehr darüber hinwegtäuschen: das Kind fürchtet sich vor ihr.

Begreift ihr, daß in diesem Augenblick die Schuld in Malchens reinliche Kammer tritt und Dorothea ihre schweren Arme auf die Schultern legt? Sie begleitet ja den Menschen von der Pforte des Paradieses an und wartet nur darauf, ihn in die Knie zu zwingen, sie, die ewige Feindin aller Schöpfung.

Gottlob hat Dorothea keine Zeit, mit ihr zu rechten. Malchen kommt wieder. Sie hat Kamillentee gekocht, wie immer, wenn einem Kind Gefahr droht.

Doch auch sie darf sich nicht dem Bett nähern, geschweige denn ihm die Flasche mit dem heißen Getränk reichen. Und nun weiß auch sie keinen Rat mehr.

Was nur dem Hasen fehlen mag?

Ach, daß solch ein Seelchen sich noch nicht erklären kann! Welch unendliches Gerinnsel an unnützen Worten läuft an einem Tage an den Ohren vorbei. Und jetzt, wo Dorotheas schmerzlicher Drang zu helfen gefesselt ist von der Ohnmacht des Nicht-Wissens, steht sie vor Lippen, die noch vor Unschuld stumm sind. In dem kleinen Kopf des Hasen scheint nur Raum zu sein für den Schmerz, der wieder in halblautem Wimmern einen Ausweg sucht.

Doch seht, hat Dorothea sich getäuscht, oder faßt das rechte Händchen immer wieder nach dem Ohr? Schon vorhin

schien es ihr so, als sie den Hasen noch auf dem Arm hielt.

Malchen hat es auch gesehen: „Er wird Zug bekommen haben", meint sie.

Das offene Fenster bei der Heimfahrt! Wieder ist es die Schuld, die Dorothea diesen Satz ins Ohr flüstert. Wieder wird sie beiseite geschoben.

„Malchen, wir wollen den Hasen mit seinem Bett in mein Zimmer nehmen. Die beiden andern kommen dann zu dir."

Malchen meint, der Hase habe es ja bis jetzt bei ihr gut genug gehabt und in ihrem Zimmer habe er sicher keinen Zug bekommen. Aber ihre Liebe zu Dorothea ist größer als ihre Eifersucht. Sie wird das Dochen nicht kränken, gerade jetzt, wo sie Hilfe und Schutz braucht.

Später ruft Dorothea durch den Fernsprecher nach Dr. Marsch. Wer weiß, was in den Stunden bis zum Morgen versäumt werden kann! Oh nein, sie wird dem Unglück nicht eine Minute unnützen Vorsprung lassen. Sie wird kämpfen, und die Schuld kann noch lange warten, bis sie zu ihrem Recht kommt!

Dr. Marsch erscheint nach kurzer Zeit mit einem ernsten Gesicht. Er ist nur ungern aufgestanden, denn es ist ja bekannt, daß die Ärzte in schöner Kameradschaft von ihren Kollegen und deren Familien keine Bezahlung annehmen. Dr. Marsch aber ist ein scharfer Rechner und findet, daß die Familie Pahlzow von diesem Recht einen zu weitgehenden Gebrauch macht.

Er ist mürrisch, dieser Mann, niemand kann es übersehen. Bevor er den Hasen ansieht, forscht er nach den mutmaßlichen Ursachen der Krankheit.

Dorothea erzählt freimütig von einer Autofahrt, bei der er wahrscheinlich Zug bekommen habe.

„Haben Sie selbst denn nichts bemerkt?"

„Nein, ich saß vorn."

„Und das Kind allein hinten?"

„Ja."

„Das muß man nun wohl doch als leichtsinnig bezeichnen. Nun, wir werden ja sehen."

Seht, die Schuld hat einen Helfer gefunden. Obendrein noch einen unliebenswürdigen und unrasierten Herrn. Jetzt verlangt er, daß der Hase aus dem Bettchen gehoben wird. Für seine Schreie scheint er kein Gehör zu haben. In aller Ruhe klemmt er sich einen Teller aus Spiegelglas an einem Bügel über den Kopf. In die Hand nimmt er einen kleinen glänzenden Trichter.

„Nun halten Sie einmal den Kopf des Kindes ganz fest . . . nein, nicht so . . . lassen Sie einmal die alte Frau ran, die ist nicht so aufgeregt und nehmen Sie die Lampe!"

Wie grob dieser Mann ist! Aber das macht ja nichts aus, wenn er dem Hasen nicht wehtut mit seinem Trichter.

„Leuchten Sie bitte auf meinen Spiegel!" Er hat den Teller vor ein Auge geschoben, — wie ein Zyklop sieht er aus — und nun senkt er den Trichter in das Ohr des Hasen.

Der verstummt vor Schreck oder Schmerz. Dann aber wölbt sich sein Körper wie ein gequälter Fisch. Gottlob, daß sein Kopf in Malchens Händen wie in einen Schraubstock gespannt ruht! So kann ihm der Trichter nicht gefährlich werden, dieses Eisen in dem weichen Gehörgang.

Ob Kurt das wohl auch so gemacht hätte? Nein, Kurt hatte andere Hände, nicht solch schwere Werkzeuge, die nun durch Drehen den Trichter in die rechte Lage zu bringen suchen. Wie ungeschickt solch ein Arzt für die bangenden Augen der Mutter ist!

Endlich richtet er sich auf und gibt den Hasen frei. Er schiebt den Teller auf die gerunzelte Stirn. Nun wird die Schuld ihr Urteil sprechen. Der ganze Raum ist erfüllt von verhaltenem Herzschlag.

Dr. Marsch sagt nur streng: „Die andere Seite!"

Malchen dreht den Knaben um. Soll die Quälerei noch einmal losgehen?

Der Arzt begnügt sich, seinen breiten Daumen auf des Hasen Ohr zu senken. Es scheint dem Kind nach der vorhergegangenen Behandlung wie eine Liebkosung vorzukommen. Jedenfalls zeigt es keine Abwehr.

„Wie ist die Temperatur?"

. . . . .

„Wie, Sie haben noch nicht einmal das Fieber gemessen?"

Dorothea muß es bekennen. Es war keine Zeit dazu. Aber Dr. Marsch meint

im Stillen, so leichtsinnig lasse man nur einen Arzt kommen, wenn er nichts kostet.

Nun hält es Dorothea aber nicht mehr länger aus: „Herr Doktor, was haben Sie gefunden?“

Dr. Marsch ist schon dabei, seine Geräte einzupacken. Jetzt sieht er ernst zu Dorothea auf. Nein, er gehört nicht zu den Ärzten, die einen Fall auf die leichte Schulter nehmen.

„Vorläufig kann ich nur eine Rötung im Gehörgang und eine Reizung des Trommelfells feststellen. Ob sich daraus eine richtige Mittelohrentzündung ergibt, müssen wir abwarten. Jedenfalls muß die Temperatur genau beobachtet werden.“

Er holt dann noch einen Block hervor und kritzelt ein paar Worte darauf. Außerdem empfiehlt er, das Ohr mit warmem Öl zu füllen und einen Wattebausch darüber zu drücken. Das Mittel des Rezepts sei erst am nächsten Tage zu verwenden. Nicht nötig, Herrn Siebert deswegen zu wecken. Heilen könne es nicht, aber die Schmerzen lindern. Die Zeit müsse lehren, ob man um einen operativen Eingriff herumkäme . . .

„Auf Wiedersehn, gnädige Frau.“

Da geht das Orakel, froh, in sein warmes Bett zu kommen und überläßt den Jammer und das Elend sich selbst.

Gott sei Dank, das Fieber ist nur gering — 38,3. Und während draußen der Wind sich legt, so daß man einen schönen Morgen erwarten kann, schlummert das Kind ein.

Am nächsten Tag sorgt das Mittel, das Dr. Marsch verschrieben hat, für Linderung der Schmerzen. Nur essen will der Hase nichts, aber er ist ja ein starker Bengel, der ein wenig Hungern gut überstehen kann. Auch die Temperatur bleibt am Vormittag fast normal, man könnte meinen, die Gefahr habe den Hasen nur gestreift.

„Ich verstehe gar nicht, weshalb du dich so aufregst“, sagt Tante Mary, „jedes Kind hat einmal eine Erkältung.“

Aber Dorothea hat noch nicht wieder aus dem Schrecken der Nacht herausgefunden. Immer wieder zieht es sie zu dem Bett des Hasen, in jener Angst, die selbstmörderisch eine Bestätigung sucht. Und wenn Malchen mit irgend einer Frage des Alltags an sie herantritt, scheint es, als müsse sie sich erst besinnen, um wieder in den Alltag zurückzukehren.

Dies ist sonst nicht Dorotheas Art — denkt doch nur daran, was der alte Oberst von der Haltung des Rassepferdes zu sagen pflegte — und es wundert und schmerzt alle, die es mitansehen. Aber wer weiß denn, welche Gedanken durch ihren Kopf gehen, wenn sie so still und in sich gekehrt auf die Atemzüge des Hasen lauscht, das immer noch von kleinen Schmerzensschreien unterbrochen wird? Ahnt ihr denn, ob eine Mutter nicht mit ihrem Kinde in einer inneren Verbindung steht, die sich von dem Augenschein ebensowenig fassen läßt wie die Kraft des Gebets? Oder sucht Dorothea, nachdem die Gefahr vorüber scheint, diesen stillen Platz um sich auf sich selbst zu besinnen?

Jedenfalls bleibt sie fast teilnahmslos, als Malchen gegen zehn Uhr einen großen Strauß dunkler Nelken und einen Brief hereinbringt. In dem Brief stehen nur wenige Worte:

„Liebling, ich komme gegen sechs Uhr. Früher unmöglich. Ich küsse deine lieben Hände

Richard.“

Dorothea bittet Malchen, die Blumen einzustellen, nein, sie wehrt sich nicht gegen ihr leidenschaftliches Blühen, aber es ist wohl auch keine rechte Freude in ihr. Auf den Brief wirft sie nur einen flüchtigen Blick, wie man eine Rechnung ansieht, die man erwartet hat, weil sie fällig war.

Später wird sie an den Fernsprecher gerufen. Wie seltsam, daß gerade heute Melanie anruft, während Dorothea seit Wochen nichts mehr aus Lindenhof gehört hat, als sei dieser vom Erdboden verschwunden.

„Wir haben morgen abend ein paar nette Gäste“, sagt Melanie mit fröhlichster Stimme, „nicht die üblichen Verwandten. Nette Leute aus Berlin, ich denke es wird sehr lustig werden. Willst du kommen?“

Dorothea sagt, daß es leider nicht ginge. Aber das will ihre Schwägerin nicht hören.

„Sei doch ein bißchen fesch, Do, was hast du denn schon zu versäumen.“

„Der Hase ist krank."

„Wer?"

Dorothea wiederholt den Satz. Aber seht, Melanie versteht sie wieder nicht. Weiß sie nicht einmal, wer der Hase ist?

Es scheint so, denn als Dorothea nun sagt: „Mein kleiner Sohn!" denkt die andere an den kleinen Kurt und versteift sich auf diese Annahme. Überdies nimmt sie die Mitteilung nicht ernst.

„So ein ganz kleines Baby ist doch leicht einmal krank. Morgen ist es sicher schon vorbei. Also nicht wahr, du kommst?"

„Nein!" sagt Dorothea und ihre Stimme ist etwas ungeduldig.

Melanie verspricht, morgen noch einmal anzurufen. Dieses Kind kann es nicht begreifen, daß jemand bei ihrem Spiel nicht mitspielen will. Es ist ja nicht nur ein belangloses Mißverständnis, das sie narrt. Sie hat noch immer nicht verstanden, daß ihre Freuden nicht Dorotheas Freuden sind. Sie meint, jeder andre müsse in dieselbe Richtung sehen wie ihre blanken, lebenshungrigen Augen.

Laßt sie, niemand wird sie ändern, wenn die harte Hand des Lebens es nicht einmal tut . . .

Am Nachmittag ist das Fieber erheblich gestiegen, — 39,5. Der Hase ist sehr unruhig, sein kleiner Körper scheint von Schmerzen geschüttelt. Es ist selbst Malchen kaum möglich, ihm die Tropfen einzuträufeln.

Dr. Marsch verzichtet auch auf eine neuerliche Untersuchung. Er ist zufrieden, daß das zweite Ohr immer noch schmerzfrei zu sein scheint. Auch daß der Hase noch immer jede Nahrung verweigert, beunruhigt ihn nicht. Im Gegenteil, er empfiehlt sogar ein Abführmittel.

Kaum ist er gegangen, so kommt Knebel.

Er weiß noch nichts von Dorotheas Sorge und ist in bester Laune. Warum hat sie ihn eigentlich nichts wissen lassen? So ist es schwer für ihn, sich plötzlich umzustellen. Er kam mit dem Hochgefühl des Siegers. Sein Gang, seine Haltung, sein Lächeln strahlen dies Bewußtsein aus.

Und nun tritt ihm die geliebte Frau mit einem fast abweltlichen Ausdruck entgegen! Wo ist nur der Glanz ihrer Augen geblieben, wo das Feuer ihrer Haare, das Blühen der getönten Haut?

Knebel kann die unerwartete Veränderung nicht begreifen, und da er aus einer verständlichen Überheblichkeit heraus glaubt, daß Dorotheas Denken und Fühlen nur um ihn kreist, so fragt er ganz bestürzt: „Um Gottes willen, was habe ich getan?"

Dorothea erklärt mit wenigen Worten den Grund ihrer Sorge.

Ach so, ein Kind ist krank, — der Mann findet sein Gleichgewicht rasch wieder — nun, da gilt es, zu trösten und ein wenig zum Guten zu reden. Gefährlicher erscheint ihm Dorotheas Veränderung. Sollte sie zu den Frauen gehören, die vor jeder Erschütterung ihres Gleichgewichts zu zerfließen drohen?

Knebel verspürt den heftigen Wunsch, dies Erlebnis baldmöglichst hinter sich zu bringen, einerlei was es koste.

Und aus dem einfachen Glauben an die Macht des Geldes heraus schlägt er vor, einen berühmten Spezialisten zu Rate zu ziehen.

„Meinst du nicht auch?"

Wie peinlich dies ungewohnte Du im nüchternen Licht eines trüben Alltags wirkt!

„Vielleicht . . ."

Aber einen bestimmten Namen kann Knebel nicht nennen. Es zeigt sich überhaupt, daß seine Worte mehr wie der Wind wirken, der ein Feuer anfacht, als daß sie die Glut der wirklichen Teilnahme ausstrahlen.

Und dann wechselt er plötzlich auf ein anderes Gebiet, und nun kommt erst Leben in ihn. Denn während Dorothea die Zeit schon unter den Füßen zu brennen beginnt, fängt er an, über verschiedene Pläne zu sprechen. Das ist sein gutes Recht, wie es immer das Recht der Liebenden war, in Gedanken schon Hand in Hand das Haus der gemeinsamen Zukunft zu betreten.

Dorothea unterbricht ihn: „Sei mir nicht böse, aber ich muß zum Hasen zurück . . ."

„Du darfst nicht, Geliebte! Ich habe mich den ganzen Tag auf diese Stunde gefreut, ich habe für zwei geschuftet, um sie einzusparen, und nun willst du mich im Stich lassen!"

„Ich kann doch nicht anders. Er braucht mich doch!"

„Und ich? Brauche ich dich vielleicht nicht? Wer hat denn mehr Recht auf dich, ich oder dein Kind? Oder liebst du ihn vielleicht mehr als mich?"

Sogleich bereut er die Frage, und noch vor Dorotheas Antwort sucht er einzulenken. Er wollte sie nicht quälen, sie solle nur gehen. Morgen würden sie sich ja wiedersehen, und dann würde es dem Hasen sicher schon besser gehen.

Auf den Gedanken, Dorothea zu dem Hasen zu begleiten, scheint er nicht zu kommen . . .

Allmählich senkt sich die Last der Sorge auf das ganze graue Haus herab bis hinunter zu der Utaschen. Nur der kleine Kurt bleibt unberührt, — er kann ja noch nicht verstehen, was geschehen ist.

Es scheint so unnatürlich, daß innerhalb dieser engen Blutsgemeinschaft nicht jeder Teil die Verletzungen spürt, die eine Zelle erlitten hat! daß nicht das Blut allein sondern auch die Zeit des Erdenwallens den Anteil selbst an jenen nicht faßbaren Beziehungen bestimmt, die im Gefühl verankert sind. Fast könnte es so scheinen, als wüchse die Seele mit dem Körper.

Aber, um es genau zu erzählen, eigentlich sind die Kinder wohl mehr in Unruhe wegen der Mutter als wegen des kranken Hasen. Sie sind es so sehr gewohnt, gleichmäßig an der mütterlichen Zärtlichkeit teilzuhaben, daß sie immer wieder versuchen, ihren Anteil zu erzwingen, nun, da sie ungeteilt dem Hasen zugewendet ist.

Tante Mary will sie hindern, denn sie meint, Dorothea solle nicht unnütz belästigt werden. Sie weiß es nicht, daß gerade die kleinen Liebesbeweise der Kinder, diese unschuldige Selbstsucht, das Dunkel um Dorothea wie kleine Lichter erhellen.

Malchen ist ganz anders. Wie häufig in schweren Stunden bewährt sich wieder einmal die unauffällige Arbeit ihrer alten Hände. Sie hält mit ihrer Ausgeglichenheit den Ablauf des Tages in reibungsloser Ordnung und erspart Dorothea viele lästige Überlegungen. Ach ja, sie ist wieder einmal der richtige Schutzengel!

Aber auch sie kann Dorothea nicht von dieser Nacht entbinden, die nun wie ein unendlicher Tunnel vor ihr droht. Zum Abend ist das Fieber noch ein wenig gestiegen, und nichts deutet auf eine Besserung hin.

Ihr solltet nicht wünschen, viel über diese Nacht zu erfahren. Sie ist vorübergegangen, ohne eine Entscheidung zu bringen.

In Dorotheas Erinnerung aber wird sie einer jener schweren Steine bleiben, an denen man bis an das Lebensende trägt, eine Zeit, in der das eigene Bewußtsein völlig ausschaltet, ja zertrümmert wurde.

Selbst das Gebet fand keinen Ausweg mehr, als Stunde um Stunde das Gebäude der Hoffnung immer weiter einstürzte . . .

Als der Morgen seine Strahlen endlich mit stummer Gewalt durch die Spalte der Fensterläden schiebt, kommt er nicht als segenspendender Befreier, sondern es scheint, als kröche der Zweifel auf den Bahnen des fahlen Lichts. Was geschähe, wenn irgendeinmal der Wechsel von Nacht zum Tage ausbliebe und die Welt in ewiger Finsternis verharrte? Ach, in solchen Stunden wird es klar, daß alles Leben auf dieser Erde nur geborgt ist. Und der Mensch, ihr Beherrscher, Gottes Ebenbild und sein Erbe, bleibt hilflos, überall dort, wo es um die Grundlagen des Lebens selbst geht.

Aber noch atmet der Hase . . .

Das Gesicht von Dr. Marsch ist bei seinem nächsten Besuch noch um einen Grad ernster. Diesmal wiederholt er die peinliche Untersuchung des ersten Besuchs, aber er gelangt wieder zu keinem Ergebnis. Vorläufig könnte auch ein Spezialist nichts anderes tun, als abzuwarten, meint er auf Dorotheas Frage, aber in der nächsten Nacht werde es sich entscheiden. Wenn dann das Fieber nicht wiche, müsse man das Trommelfell öffnen, dann könne das ja ein anderer tun, der mehr Erfahrung darin besäße als er.

Er ist gar nicht beleidigt, nicht ein bißchen, und jetzt, unter dem Ernst der Lage, hat sich auch seine menschliche Haltung geändert. Er dringt vor allem darauf, daß Dorothea sich schone. Um dieses wichtige Erfordernis durchzusetzen, sucht

er sogar beim Herausgehen mit Malchen Verbindung aufzunehmen.

Die aber schüttelt nur den Kopf: „Nein, Herr Doktor, da ist nichts zu wollen. Machen Sie man nur den Hasen gesund, dann wird sich die gnädige Frau auch schonen, vorher nicht."

Die Stunden des Vormittags sind wie eine einzige Straße von zähflüssigem Teer. Der arme Hase ist jetzt still geworden, ein kleiner Krebs in der Glut seines Fiebers, aber es ist wohl die Schwäche nach dem Fieber und dem Hungern, die ihn zum Schweigen gebracht hat.

Um die Mittagszeit durchbricht Knebel einmal die stille Nebelschicht des bangenden Hauses. Malchen berichtet ihm über den Stand der Krankheit, aber er besteht darauf, Dorothea zu sprechen.

Als sie dann vor ihm steht, findet er keine Worte.

Er hatte fragen wollen, ob er sie nach Lindenhof herausfahren könnte, aber jetzt verbietet sich die Frage von selbst.

„Schade", sagt er nur, „ich hatte mich so darauf gefreut, dort mit dir zusammen zu sein."

„Fährst . . . du denn hin?"

„Ja, natürlich, ich muß doch. Weißt du denn nicht, daß Herr Rath da ist, mein Berliner Bankier?"

Dorothea schüttelt den Kopf. Wie weit das alles an ihr vorüberzieht!

Doch für Knebel ist es sehr nahe. „Ja, heute abend sind sozusagen nur die Vorverhandlungen. Morgen vormittag folgt dann hoffentlich der Abschluß. Wenn alles glatt geht, sind wir ein gutes Stück weiter, Dorothea."

Wovon spricht er nur? Handelt es sich um den Verkauf? Aber was geht sie das an?

„Um Gottes Willen, Dorothea, du siehst mich ja an, als spräche ich japanisch! Als wir neulich darüber redeten, warst du doch mit Leib und Seele dabei."

Ja, neulich!

Aber was liegt nicht alles dazwischen. Damals schien ihr jedes Stückchen Heimaterde wie ein Teil ihres eigenen Körpers, aber heute weiß Dorothea, was wirklich zu ihrem Selbst gehört.

„Jedenfalls werde ich dich über alles auf dem Laufenden halten."

Dorothea nickt.

„Ja . . . und . . ." nun ist auch Knebel aus der Fassung geraten vor dieser Frau, die er zu besitzen glaubte und die nun seinen Händen entgleitet wie ein Nebelfetzen, „. . . was ich noch sagen wollte . . . alles Gute für dein Kind . . . gute Besserung." — — —

Und nun ist wieder die Nacht gekommen, die Mutter aller Liebenden.

Aber der Himmel hängt wie zerfetzt über dem weiten Osten. Ein schmaler Mond sucht vergeblich, sich der wilden Wolkenweiber zu erwehren. Sie schlagen ihm ihre weißen Tücher um den Kopf, damit er darunter ersticke.

Spiegelt der Himmel den Widerschein des Kampfes auf der Erde?

Möglich, denn das Land ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Immer noch treiben die toten Dinge und der Mensch weiß nichts Besseres zu tun, als ihnen nachzujagen. Er verwirft Treue und Stolz um des Geldes willen, Freiheit und Ehre sind für ihn leere Begriffe, für die man sich nichts kaufen kann.

Es wird noch lange dauern, bis der Wille die toten Dinge wieder in die Ordnung zwingt . . .

Aber seht doch einstweilen in das graue Haus, in das Zimmer, aus dem ein schwacher Lichtschein auf die Straße dringt.

Könnt ihr die Frau erkennen, die dort am Bett ihres Kindes sitzt und auf den schlafenden Knaben herniederschaut, als könne sie sich nie mehr von diesem Anblick trennen?

Der Hase liegt ganz ruhig, die Ärmchen nach oben gebogen, wie ein gesundes Kind schläft, dessen Seele für die Zeit der Ruhe in den Himmel zurückkehrt. Kein Laut des Schmerzes unterbricht seinen steten Atem.

In dem Glasstab, der wie vergessen nebenan auf dem Nachttisch liegt, steht das Quecksilber auf 37,5.

Die Gefahr ist vorüber.

Und aus der Stille des Dankes, dieser befreiten Stille, findet auch das Gebet wieder zum Himmel.

Draußen braust der Kampf um die alljährliche Wiedergeburt des Lebens.

Doch der Mond ist fern und teilnahmslos wie immer, ein kühler Zuschauer. Kein Menschenleid kann ihn erwärmen. Und der Himmel ist zu groß, und die Erde zu alt, um durch Menschenunrecht in Verwirrung zu geraten!

Glaubt doch nicht, daß der Himmel es spürt, wenn ihr klein und verzagt seid. Er kennt nur seine ewigen hohen Gesetze. Müht euch, sie zu erfüllen und ihrer Größe gerecht zu werden, so habt ihr Hoffnung, ihres Segens Fülle zu genießen, anders nicht!

Dorotheas Seele ist stille.

Aber um sie ist nicht jene Leere, die zurückbleibt, wenn die Sintflut sich verlaufen hat.

Dorotheas Seele ist in diesen Nächten des Bangens einen weiten Weg gegangen. Die Schuld hat sie an der Hand geführt. Sie hat sie bis zu dem Berg der Erkenntnis geleitet, dorthin, wo die Quellen des Lebens entspringen. Und von der Fernsicht seiner Höhe herab hat sie ihr Leben ausgebreitet wie einen Teppich gesehen.

Und nun ist es entschieden.

Nicht ein Mann kann ihr die Ordnung wiedergeben, nach der sie suchte. Nicht der ruhige Strom des Glücks wird ihr Lebensschiff tragen. Knebel ist nicht Kurt. Auch Knebel ist den toten Dingen untertan und seine Klugheit ist nicht jene ruhige Kraft, der eine Frau wie Dorothea sich beglückt unterwirft.

Sie wird fortan allein bleiben.

Sie wird die Last des äußeren Lebens und der inneren Einsamkeit allein tragen müssen um ihrer Kinder willen. Sie kann ihre Liebe nicht mehr teilen. Eine wirkliche Frau hat ihre Liebe wohl niemals teilen können. Sie ist wie jene edlen Palmen, die nur einmal erblühen . . .

Vielleicht wird Dorotheas Leib bald verwelken. Vielleicht werden ihre glatten Hände Risse bekommen, ihre Züge hart werden und ihre Haare bleichen. Möglich, daß dann nicht einmal die Kinder sie verstehen werden.

Aber sie erfüllt jetzt ein Gesetz, dem sie nicht mehr ausweichen kann, nachdem sie es einmal erkannt hat.

Das Schicksal hat ihr fast alles genommen, was es einem Menschen nehmen kann: das Glück der Frau und die Heimat!

Aber unter seinen Hammerschlägen ist jenes Geschenk, das Kurt ihr gab, zum blanken Kern geworden, der einer in sich ruhenden Seele jene Strahlen verleiht, von denen die Welt erhellt wird . . .

In dem Bruch schreckt das Reh aus der Angst des dienenden Geschöpfes vor dem Willen des ewigen Erzeugers.

Die Nacht bleibt die Mutter der Liebenden.

In der Liebe zu Kurt hatte Dorothea ihre Ordnung gefunden.

Nun ist sie ihr Eigentum geworden . . .

Ende.

Der in diesem Heft mit der 7. Fortsetzung abgeschlossene Roman von Ottfr. Graf Finckenstein „Die Mutter“ ist inzwischen im Eugen Diederichs Verlag, Jena, als Buch erschienen.

Wie es zur Befreiung des Sudetenlandes kam

Der äußere Ablauf der Ereignisse von den Karlsbader Forderungen bis zum Münchener Abkommen

In der Entwicklung des sudetendeutschen Problems in den vergangenen 20 Jahren sind deutlich drei Abschnitte erkennbar. Der erste Abschnitt umspannt den Zeitraum vom Abschluß des Versailler Friedensvertrages bis zur Verkündung der Karlsbader Forderungen und ist gekennzeichnet durch die unerfüllten Hoffnungen der Sudetendeutschen auf die Rechte, die ihnen in den 14 Punkten Wilsons zugestanden worden waren. Der zweite Abschnitt reicht bis zu den Berchtesgadener Besprechungen zwischen dem Führer und Chamberlain und bringt die Forderung der deutschen Volksgruppe nach Autonomie. Im dritten Abschnitt schließlich, der mit dem Münchener Abkommen endet, steht die Tatsache im Vordergrund, daß eine wirkliche Lösung der Sudetenfrage nur durch eine Abtretung der deutschen Gebiete an das Reich eine dauerhafte Lösung finden kann.

Die einzelnen Abschnitte kennzeichnen deutlich, daß es sich bei der tschechischen Frage um eine folgerichtige Entwicklung handelt, bei der alle Einzelheiten nichts weiter als Glieder einer Kette sind. Die Geschichte hat gezeigt, daß die Habsburger Monarchie in der Vielheit ihrer Bestandteile nicht lebensfähig war. Ihr Schicksal war der Zerfall. Eine vernunftgemäße Lösung im Jahre 1919 hätte Europa zwei Jahrzehnte später eine schwere Krise ersparen können. Aber durch den Willen der Diktatmächte war statt dessen in der Tschecho-Slowakei ein kleines Abbild der Donau-Monarchie geschaffen worden, das sich vom Habsburger Reich im wesentlichen nur durch andere Vorzeichen unterschied. Den Volksgruppen, die mit den Tschechen in diesen Staat gezwängt worden waren, wurde das bindend zugesicherte Selbstbestimmungsrecht versagt. Die naturgegebene Entwicklung konnte nur durch die Anwendung von Gewalt im Schutze der westlichen Demokratien und im Bündnis mit Moskau aufgehalten werden. Nach der Wiederherstellung der europäischen Gleichgewichtsverhältnisse mußte der unvermeidbare Vorgang einsetzen, dessen letzte logische Folgerung die Eingliederung der sudetendeutschen Siedlungsgebiete in das Reich war.

In seiner Rede vor dem deutschen Reichstag am 20. Februar dieses Jahres wandte sich der Führer in scharfen Worten gegen die Unterdrückung der zehn Millionen Deutschen an der Süd- und Südostgrenze des Reiches. Zwei Drittel von ihnen kamen durch die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich in die deutschen Reichsgrenzen zurück. Nur wenige Tage danach gab der Stellvertreter Konrad Henleins, der Abgeordnete Frank im Prager Abgeordneten-Haus eine Erklärung ab, in der er unter dem Eindruck dieses Ereignisses eine gerechte Völkerordnung für die Deutschen in der Tschecho-Slowakei forderte. Die Prager Regierung hingegen wandte sich unmittelbar nach dem Anschluß Österreichs an Paris und Moskau, um Garantien für die Erhaltung der Integrität des Staatsgebietes zu erhalten, die ihr auch bestätigt wurden. Im englischen Unterhaus gab indessen der Premierminister Chamberlain eine Erklärung ab, in der er eine unbedingte Garantie für die Unverletzbarkeit der Versailler Grenzen des tschechischen Staates, soweit sie England anging, verneinte.

+

Zahlreiche Zwischenfälle, aus denen immer wieder zu ersehen ist, daß die Prager Regierung nicht gewillt ist, der sudetendeutschen Bevölkerung ihren Anspruch auf Gleichberech-

tigung zu erfüllen, sondern mit beständig wachsender Unterdrückung den deutschen Lebensinteressen entgegentritt, veranlassen Konrad Henlein auf der Haupttagung der sudetendeutschen Partei in Karlsbad am 24. April die Karlsbader Forderungen zu proklamieren. Diese Forderungen stellen die Mindestbedingungen dar, die von den Sudetendeutschen verlangt werden müssen, um ein gleichberechtigtes Zusammenleben der Deutschen und der Tschechen innerhalb des tschechischen Staates zu gewährleisten. In acht Punkten wird in den Forderungen die Herstellung der völligen Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit der deutschen Volksgruppen mit dem tschechischen Volk verlangt, ferner die Anerkennung der sudetendeutschen Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit und die Feststellung und Anerkennung des deutschen Siedlungsgebietes. Es wird der Aufbau einer deutschen Selbstverwaltung in diesem Gebiet und die Schaffung gesetzlicher Schutzbestimmungen für die Staatsangehörigen, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes ihres Volkstums leben, vorgeschlagen. Weitere Punkte sind die Beseitigung des dem Sudetendeutschtum seit dem Jahre 1918 zugefügten Unrechts und die Wiedergutmachung der dadurch entstandenen Schäden, die Anerkennung und Durchführung des Grundsatzes, daß es im deutschen Gebiet deutsche öffentliche Angestellte geben sollte und schließlich die volle Freiheit des Bekenntnisses zum deutschen Volkstum und zur deutschen Weltanschauung.

Gegen die sich immer mehrenden Überfälle auf die deutsche Bevölkerung wird der freiwillige deutsche Schutzdienst in den sudetendeutschen Gebieten gegründet. Dann kommen die kritischen Tage im Mai, in denen Prag ohne jeden Grund Kriegsvorbereitungen trifft, Reservistenjahrgänge unter die Fahnen ruft und seine Maßnahmen mit einer fadenscheinigen Erklärung begründet, die sich auf englische Meldungen über angebliche deutsche Truppenbewegungen stützt. Tatsache war indessen, daß man auf die Durchführung der Gemeindewahlen, die seit dem Jahre 1935 von der Prager Regierung ohne Grund immer wieder verschoben worden waren, einen Druck ausüben wollte, der sich in dem Wahlergebnis zugunsten der Tschechen auswirken sollte. Anfang Juni, nachdem verschiedene Verhandlungen zwischen Vertretern der sudetendeutschen Partei und den tschechoslowakischen Vertretern über die sudetendeutschen Forderungen geführt worden waren, wiederholt die sudetendeutsche Partei in einem Memorandum ihre Forderungen auf den Umbau des tschechischen Staates nach den in Karlsbad aufgestellten Grundsätzen.

+

Die weitere Zuspitzung der Lage veranlaßt die englische Regierung, Mitte Juni den Major Sutton-Pratt als englischen Beobachter nach Prag zu entsenden. Ende Juli wird dann Lord Runciman von der englischen Regierung beauftragt, sich nach Prag zu begeben, um in der Sudetenfrage zu vermitteln. Als der Lord in Prag eintraf, hob er sofort hervor, daß er als Privatmann gekommen sei und nicht als Vertreter der englischen Regierung. Er werde nur untersuchen und Ratschläge erteilen, die zu einer Einigung zwischen den beiden Parteien führen könnten. Am 10. August überreichte die tschecho-slowakische Regierung das letzte Teilstück ihrer Gegenvorschläge auf das Memorandum der sudetendeutschen Partei. In einer Aussprache zwischen der tschecho-slowakischen Regierung und Vertreter der sudetendeutschen Partei wird festgestellt, daß auf der Grundlage der bisher von beiden Seiten vorgelegten Dokumente eine gemeinsame Lösung nicht zu finden sei. Es taucht der bekannte dritte Plan auf, der die Umwandlung der Tschecho-Slowakei in einen Kantonalstaat vorsieht. Aber auch dieser Plan ist völlig unzureichend und kommt in keiner Weise dem sudetendeutschen Standpunkt entgegen. Nach wiederholten Unterredungen zwischen Lord Runciman und Präsident Benesch legt die tschecho-slowakische Regierung ihre „definitiven Vorschläge" zur Lösung des Nationalitätenproblems vor, von denen sie behauptete, daß sie die äußerste Grenze des Entgegenkommens bedeuten. Jeder Druck des Auslandes auf die Regierung, diese zu weiteren Zugeständnissen zu bringen, müsse vergebens sein. Der Plan enthält jedoch nichts weiter als eine Scheinlösung. Es wird der Vorschlag einer Selbstverwaltung in den vier Landesteilen Böhmen, Mähren, dem schlesisch-slowakischen Gebiet und Karpato-Rußland gemacht. Da jedoch in jedem dieser ein-

zelnen Gebiete die Bevölkerung gemischt ist, hätte in keinem von ihnen die deutsche Volksgruppe die Mehrheit erreicht. Auf diese Weise wäre das Minderheitenproblem also nicht gelöst, sondern höchstens noch verschärft worden. Am 2. September sucht Konrad Henlein den Führer auf dem Obersalzberg auf, wenige Tage darauf kommt es in Mährisch-Ostrau und in anderen Orten im Sudetenlande zu schweren Zwischenfällen, bei denen auch sudetendeutsche Abgeordnete mißhandelt werden. Hierauf werden von sudetendeutscher Seite die Verhandlungen mit Prag unterbrochen, bis sich die tschechische Regierung zu einer Liquidierung der Zwischenfälle bereiterklärt. Am 10. September hält Generalfeldmarschall Göring auf der Arbeitstagung der Deutschen Arbeitsfront eine Rede, in der er in scharfen Worten die Unterdrückungstaktik der tschechischen Regierung geißelt. „Ein kleiner Teil der europäischen Menschen schikaniert heute andere ihm anvertraute Minderheiten und ist damit zu einem Unruheherd für ganz Europa geworden. Leider sieht man nun nicht wieder den Unruheherd selbst, sondern man sucht überall wieder an der Peripherie herum, versucht dort die Spannung zu erkennen, statt auf den Ausgang der Spannungen zu kommen. Wir wissen, was dort vor sich geht. Wir wissen, daß es unerträglich ist, wie dieser kleine Volkssplitter da unten — kein Mensch weiß, woher sie gekommen sind — ein Kulturvolk dauernd unterdrückt und belästigt. Wir wissen aber, daß es ja nicht diese lächerlichen Knirpse sind. Dahinter steht Moskau, dahinter steht die ewige jüdisch-bolschewistische Zerfratze. Von dort her wird gehetzt und geschürt." Am gleichen Tage ruft Benesch durch den Rundfunk die Bevölkerung des tschechisch-slowakischen Staates zur Ruhe auf.

Zwei Tage später, am 12. September erklärt der Führer in der Schlußrede auf dem Reichsparteitag: „Ich kann den Vertretern dieser Demokratien nur sagen, daß wenn diese gequälten Kreaturen kein Recht und keine Hilfe selbst finden können, sie beides von uns bekommen werden. Die Rechtlosmachung dieser Menschen muß ein Ende haben, Deutschland hat nach vielen Seiten hin vollständig befriedigte Grenzen und es hat dies versichert, diese Grenzen nunmehr als unabänderlich und endgültig hinzunehmen und anzunehmen, um damit Europa das Gefühl der Sicherheit und des Friedens zu geben. Ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der 3½ Millionen Deutschen in der Tschecho-Slowakei aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt."

In Eger kommt es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Tschechen und Deutschen. Prags Antwort ist darauf die Verhängung des Standrechts. Darauf fordert der politische Ausschuß der Hauptleitung und der Verhandlungsausschuß der sudetendeutschen Partei am gleichen Tage vom Ministerpräsidenten Hodza, die Erklärung des Standrechts sofort wieder zurückzunehmen, aus allen Bezirken mit deutscher Mehrheit die Staatspolizei zurückzuziehen, die Gendarmerie und alle übrigen Organe der Grenzwache auf ihre normalen Funktionen und ihren normalen Stand zu beschränken und schließlich sämtliche militärische Formationen in ihren Unterkünften und rein militärischen Objekten zu kasernieren. Es wurde eine Frist von sechs Stunden zur Anordnung der erforderlichen Maßnahmen durch die Regierung bestimmt. Am 14. September wird die Verhandlungsdelegation der Sudetendeutschen in Asch aufgelöst. Das britische Kabinett hält eine Sondersitzung ab, nach der der britische Premierminister Chamberlain den Führer in dem bekannten Telegramm um eine Zusammenkunft bittet.

+

Während die Besprechungen zwischen Hitler und Chamberlain in Berchtesgaden stattfinden, veröffentlicht Konrad Henlein seine Proklamation „Wir wollen heim ins Reich". Die ganze Handlungsweise der Prager Regierung hat gezeigt, daß sie sich an die unzählige Male wiederholten Versprechungen gegenüber der deutschen Volksgruppe nicht hält. Ein weiteres Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen innerhalb derselben Staatsgrenzen wird immer unmöglicher. Die Prager Regierung erläßt gegen Konrad Henlein wegen des Aufrufes einen Steckbrief. Der englische Premierminister reist nach Abschluß der Besprechungen zu Beratungen mit dem britischen Kabinett nach England zurück. Eine neue Zusammenkunft wird für die nächsten Tage angekündigt. Einen Tag später wird die

Sudetendeutsche Partei aufgelöst und Lord Runciman verläßt Prag. In einem neuen Aufruf, den Konrad Henlein erläßt, wird unter Berufung auf das Notrecht der Völker die Bildung des Sudetendeutschen Freikorps verkündet. Mussolini erklärt in einer Rede in Triest, daß Italiens Platz bei einem europäischen Konflikt bereits gewählt sei.

Die französischen Staatsmänner Daladier und Bonnet statten in London einen Besuch ab und die englisch-französischen Besprechungen ergeben in den Grundzügen den englisch-französischen Vorschlag, der eine Lösung vorsieht, die nicht Frankreich automatisch zwingen würde in Übereinstimmung mit seinen Verpflichtungen zur Aktion zu schreiten. Der Prager Regierung wird auferlegt, den Grundsatz der Selbstbestimmung anzuerkennen und sofort der direkten Übergabe aller Gebiete zuzustimmen, die über 50 % Sudetendeutsche haben. Die Tschecho-Slowakei würde darauf eine gemeinsame Garantie gegen einen unprovozierten Angriff erhalten. Am 18. September empfehlen Frankreich und England der tschecho-slowakischen Regierung die Abtretung des sudetendeutschen Gebietes nach diesen Grundsätzen. Prag erhält eine Frist von 24 Stunden zur Überlegung. Der 20. September sieht den ungarischen Minister Imredy und den polnischen Gesandten in Berlin Lipski beim Führer auf dem Obersalzberg. Prag nimmt notgedrungen den englisch-französischen Plan an, da es einsieht, daß es von den Westmächten keine Hilfe im Falle einer Ablehnung zu erwarten hat.

Die zweite Begegnung zwischen dem britischen Premierminister und dem Führer findet am 22. September in Godesberg statt. Sie endet damit, daß der englische Premierminister es übernimmt, ein deutsches Memorandum der tschechisch-slowakischen Regierung zu übermitteln. Zur gleichen Zeit ist die Regierung Hodza zurückgetreten und das Kabinett Sirovy gebildet worden. Noch bevor aber die Godesberger Verhandlungen abgeschlossen sind, proklamiert der tschechisch-slowakische Ministerpräsident Benesch die Mobilmachung der gesamten tschechischen Armee. Auch in Frankreich findet eine teilweise Mobilisierung statt. Am 25. September sind Daladier und Bonnet zum zweiten Male in London. Präsident Roosevelt richtet eine Botschaft an den Führer und an Benesch. In autoritativen Kreisen in London wird erklärt: „Der deutsche Anspruch auf die Übertragung des sudetendeutschen Gebietes ist von der französischen, der britischen und tschecho-slowakischen Regierung bereits zugestanden worden. Aber falls trotz aller Anstrengungen, die der britische Premierminister gemacht hat, ein deutscher Angriff auf die Tschecho-Slowakei erfolgt, muß das unmittelbare Ergebnis sein, daß Frankreich verpflichtet ist, ihr Beistand zu leisten und Großbritannien und Rußland werden gewiß zu Frankreich stehen."

In eine derartig zugespitzte Situation trifft nun die Rede des Führers im Sportpalast Berlin. „Ich hatte immer noch die Hoffnung, die Tschechen würden in letzter Minute einsehen, daß diese Tyrannei nicht länger aufrecht zu erhalten wäre. Aber Herr Benesch stand auf dem Standpunkt, daß man sich mit Deutschland, gedeckt durch Frankreich und durch England, alles erlauben könne. Es kann ihm ja nichts passieren. Und vor allem: Hinter ihm steht, wenn alle Stricke reißen, Sowjetrußland. Ich weiß, daß alle Nationalitäten nicht mehr bei diesem Herrn Benesch bleiben wollen, allein ich bin in erster Linie Sprecher der Deutschen und für diese Deutschen habe ich nun geredet und versichert, daß ich nicht mehr gewillt bin, tatenlos und ruhig zuzusehen, wie dieser Wahnsinnige in Prag glaubt, dreieinhalb Millionen Menschen einfach mißhandeln zu können. Und ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß nunmehr die deutsche Geduld endlich doch ein Ende hat. Ich habe Herrn Benesch ein Angebot gemacht, das nichts anders ist, als die Realisierung dessen, was er selbst schon zugesichert hat. Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand. Frieden oder Krieg! Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen."

Am 27. September hält der englische Premierminister eine Rede im britischen Rundfunk in der es heißt: „Ich würde nicht zögern einen dritten Besuch in Deutschland zu machen, wenn ich glaubte, er könnte etwas für mich bringen, aber im Augenblick fühle ich, daß ich nichts Nützliches mehr auf dem Wege der Vermittlung tun kann. Solange der Krieg nicht begonnen hat, ist noch immer Hoffnung, daß er verhütet werden kann und Sie wissen, daß

ich für den Frieden arbeite bis zum letzten Augenblick." Gleichzeitig wird die englische Flotte mobilisiert. Nach Einschaltung Mussolinis kommt dann die Einladung des Führers zu einer weiteren Aussprache zwischen den vier Staatsmännern Adolf Hitler, Benito Mussolini, Chamberlain und Daladier. Die Besprechung findet am 29. September vormittags in München statt und führt zu dem bekannten Münchener Abkommen, das den Schlußstein in der Entwicklung der sudetendeutschen Frage bildet.

Wie der Norden die tschechische Frage sah

Fehlendes Verständnis für das Unrecht der Nachkriegsjahre

Die Außenpolitik der nordischen Länder ist in den letzten Jahrzehnten einer ziemlich einheitlichen Linie gefolgt. Die gemeinsame Neutralität während des Weltkrieges und die übereinstimmenden Folgerungen aus dem Zusammenbruch des Genfer Systems sind die wichtigsten Punkte in dieser Entwicklung. Als einigende Formel hat die Ablehnung jeder Teilnahme an „ideologischen Blockbildungen" zu gelten, und heute bedeutet für die „nordische Zusammenarbeit" die außenpolitische Gleichrichtung eine der stärksten Stützen.

Daß mit den Jahren auch eine Reihe anderer Länder, vor allem die zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer neu entstandenen Nachkriegsstaaten sich auf die eine oder die andere Weise diese außenpolitische Formel zueigen machten, wurde im Norden mit Genugtuung zur Kenntnis genommen. Zu konkreten politischen Verpflichtungen zwischen den skandinavischen Ländern und diesen Staaten ist es dabei nicht gekommen, wohl aber zu jenen unverbindlichen Sympathieäußerungen, die sich im Abschluß von Kulturverträgen u. ä. ausdrücken und die für die jungen Staatsgebilde auf jeden Fall eine moralische Unterstützung in ihrer Haltung bedeuteten. Es mag daran erinnert werden, daß es der norwegische Dichter Björnson war, der das bekannte Wort prägte: „Alles Gute ist von den kleinen Staaten gekommen — oder von den großen, als sie klein waren." Etwa der gleiche Sinn ist in der Einleitung zum ersten Heft der neuen Zeitschrift „Le Nord" wiederzufinden, die als das offizielle Sprachrohr der „nordischen Zusammenarbeit" unter der Mitwirkung der Staatsminister und Außenminister der fünf nordischen Länder gegründet wurde. Es heißt hier:

„Wie die Großmächte zu allen Zeiten dem politischen Leben der Welt das Gepräge verliehen haben, so sind es auch die großen Völker, die von jeher den entscheidenden Einfluß auf die allgemeine Zivilisation ausgeübt haben, und zwar in einem solchen Maße, daß eine gewisse Tendenz dahinging, mit den Leistungen der kleinen Nationen gar nicht mehr zu rechnen. Man hat sich zeitweise selbst zu der Annahme verstiegen, daß die kleinen Völker dem Untergange geweiht seien.

Diese Auffassung hat sich nun allerdings im Laufe der letzten Jahre bedeutend geändert. Gewiß, die großen und mächtigen Völker sind auch heute noch in der Politik und in den Hauptströmungen der menschlichen Zivilisation die bestimmenden Faktoren. Aber allmählich ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß auch die kleinen, anscheinend schwachen Nationen materielle und moralische Kräfte für den allgemeinen Fortschritt verkörpern, die keineswegs zu unterschätzen sind. Vor allem vertreten sie den Grundgedanken, daß nicht ausschließlich die Macht der Massen und der Waffen über das Schicksal der Menschheit entscheiden kann und darf.

Es kommt in unseren Tagen nicht selten vor, daß man von verschiedenen Seiten an die kleinen Nationen herantritt mit der Aufforderung, sie möchten ihren moralischen Einfluß dazu benutzen, den Grundsatz der Rechtfertigkeit im internationalen Leben zu wahren. Freilich wird man kaum auf greifbare Resultate eines solchen Einflusses hinweisen können, aber man wird doch zugeben müssen,

daß nahezu allgemein der Wunsch besteht, diesen Einfluß zur Geltung zu bringen.

Die Völker des Nordens wollen sich einreihen in die Friedensarmee der Zukunft. In Wirklichkeit haben sie bereits untereinander eine kleine Welt der Zusammenarbeit und des guten Einvernehmens geschaffen, ja, man könnte sogar sagen, daß sie das mikrokosmische Beispiel eines wahren Internationalismus darstellen.

Die nordischen Völker möchten zunächst die Aufmerksamkeit auf das Schaffen, Sinnen und Denken des Nordens lenken. Aber sie hoffen, für die in dieser Zeitschrift vertretene Idee nach und nach auch die Mitarbeit von Freunden aus anderen kleinen Ländern zu gewinnen."

+

Das Interesse an den kleinen Nationen mag zum nicht geringen Teil auf die Sympathien zurückgehen, die man im vergangenen Jahrhundert im Norden den „unterdrückten Völkern" entgegenbrachte. Während des Polenaufstandes im Jahre 1863 hatte fast jede Stadt in Schweden ihr Polen-Komitee und Björnsons Einsatz für die Freiheit der Slowaken ist bekannt. Nachdem diese Völker des Ostens nun zur Eigenstaatlichkeit gelangt waren, übertrug sich das Interesse auf die neuen Staaten und ihre Entwicklung. Die Tatsache, daß von dem früheren Staatsvolk oft recht umfangreiche Volksgruppen in dem neuen Staat zurückbleiben mußten, denen unter den neuen Lebensbedingungen die elementarsten Lebensrechte versagt blieben, fand in weiten Kreisen des Nordens indessen nicht mehr die Beachtung, die sie verdient hätte.

Aus diesem Gesichtswinkel ist auch das Verhältnis des Nordens zur Tschechoslowakei zu betrachten. Obwohl die Tschechen durch ihre Großmachtbindungen politisch als einigermaßen vorbelastet gelten mußten, haben sie gerade in den letzten Jahren — nicht zuletzt durch ihre geschickte Propaganda, in der sie vor allem die vorhandenen wirtschaftlichen Interessen mit kulturellen zu verknüpfen wußten — im Norden ziemlich an Boden gewonnen. Bei verhältnismäßig unwichtigen Anlässen, wie sie etwa die Ausstellung des schwedischen Kunstgewerbes, die in diesem Frühjahr in Prag veranstaltet wurde, darstellt, hatten sich höchste Persönlichkeiten des tschechischen Staates zur Verfügung gestellt. Es ist den Tschechen auf diese Weise oft genug gelungen, die skandinavische Öffentlichkeit darüber hinwegzutäuschen, wie unzureichend die Grundlagen waren, auf denen der tschechische Staat aufgebaut war.

Als in den vergangenen Monaten in der Tschechoslowakei die Nationalitätenfrage immer dringlicher wurde, gab es im Norden nur wenige, die den Ernst der Lage erkannten und die offen die einzig mögliche Lösung verlangten. In der Stockholmer Zeitung „Nya Dagligt Allehanda" tritt der bekannte schwedische Geopolitiker Rutger Essén in einer Reihe von Artikeln für eine gerechte Lösung ein. Die norwegische Zeitschrift „Ragnarok" widmet ihre September-Nummer dem sudetendeutschen Problem. Die in Oslo erscheinende Zeitschrift „ABC" greift im Juli den norwegischen Rundfunk wegen seiner ausgesprochen pro-tschechischen Haltung an, und in seiner „Utenriks-kronikk" vom 10. September d. J. stellt der Norweger Victor Mogens fest: „Durch eine freie, demokratische Wahl haben die Sudetendeutschen bewiesen, daß zwischen neunzig und fünfundneunzig Prozent von ihnen Nationalsozialisten sind, die Konrad Henlein als ihren Führer und Hitlers einstweiligen Stellvertreter ansehen. Wird diesen nationalsozialistischen Sudetendeutschen das Recht eingeräumt, einen nationalsozialistischen Staat innerhalb der Tschechoslowakei zu gründen, so wird, ja muß eine Spannung entstehen, die bestehen bleibt, bis diese Deutschen mit dem Volk vereint sind, zu dem sie gehören und dessen Führung sie wünschen. Wird ihnen nun dieses Recht nicht eingeräumt, so würde das eine politische Unterdrückung bedeuten, die auch die Spannung aufrecht erhalten muß. Ohne den Anschluß der Sudetendeutschen an Deutschland wird demnach unter keinen Umständen ein Frieden möglich sein. — Vor dem Abschluß des Parteitages am 12. September wird das brennende tschechoslowakische Problem noch klargelegt werden. Wenn Hitler dann für die Sudetendeutschen die Volksabstimmung verlangt, wird es schwer sein, eine solche Forderung mit demokratischen Einwänden abzuweisen."

Aber der weitaus größte Teil der skandinavischen Presse steht dem sudetendeutschen Problem völlig verständnislos gegenüber. Als Beispiel mag nur einer der

wiederholt auftauchenden Vorschläge erwähnt sein, nach denen England den Polizisten in Mitteleuropa spielen soll, um den „Status quo" aufrecht zu erhalten. Am 10. Juni schreibt die schwedische Zeitung „Svenska Dagbladet" über Englands militärische Möglichkeiten: „England hat also für den Fall eines Kriegsausbruches die allgemeine Wehrpflicht verkündet und begonnen, in Mitteleuropa zu intervenieren. Aber die Fortsetzung? Die Krise in der Tschechoslowakei hat sicherlich noch nicht ihren Höhepunkt erreicht, und es ist eine schwierige Doppelrolle, zur gleichen Zeit „peace-maker" für Benesch in Berlin und „peace-maker" für Henlein in Prag zu sein. Um diese Rolle mit dem notwendigen Nachdruck spielen zu können und eine unübersehbare Katastrophe zu verhindern, sollte England alle seine Quellen erschöpfen, d. h. unmittelbar die allgemeine Wehrpflicht einführen. Wenn die Furien des Krieges losgelassen sind, dann ist es zu spät, den Frieden zu bewahren. Darum gilt es allgemein, mit unverminderter Gültigkeit für die großen wie für die kleinen Staaten: „Si vis pacem, para bellum!" — Kein Wort über das eigentliche Problem.

+

Die Zuspitzung der Lage rief in den Ländern des Nordens eine Kriegspsychose ohne Beispiel hervor. Wie stark das Gefühl war, von einem anscheinend unausweichbaren Schicksal mit in die Katastrophe getrieben zu werden, mag man am besten aus jenen unmittelbaren Äußerungen entnehmen, als nach dem glücklichen Abschluß der Münchner Verhandlungen der ungeheure Druck gewichen war. In einem dänischen Zeitungsbericht heißt es: „Kopenhagen war wie eine fremde Stadt, wie eine fremde, glückliche Stadt, als man gestern früh erwachte und durch seine Straßen ging, die in der Septembersonne dalagen. Es war etwas Leichtes und Lichtes in der Stimmung der Stadt, etwas Befreiendes, das überall hervortrat, als eine sichere und gute Freude in uns allen. Man ging geradezu und nahm seine Stadt wieder in Besitz, erfüllt von Besitzerfreude darüber, daß man dies hier nicht verlieren sollte. Nun gehörte einem das wieder, und das sollte so bleiben.

Die Schulkinder zogen heim mit einem besonderen freien Tag als Geschenk, überall hingen Fahnen und schmückten den Alltag. Die Stadt war erwacht. Man vernahm überall den Pulsschlag der Freude. In vielen der großen Geschäfte der Stadt wurde der Tag mit Vormittags-Schokolade gefeiert. Die Chefs spendierten! Auf die Arbeitsplätze kam ein Extrabier oder zwei zum Frühstück. Die kleinen Bierhändler hatten einen großen Tag. Hatte man keinen Grund, zu feiern?

Die jungen Leute gingen freudig umher. Keine Einberufungen, keine Sicherungsmaßnahmen, kein Umwerfen der Ausbildung und der Zukunftspläne. Die Mütter lächelten glücklich, die Liebsten lachten und waren froh ..."

+

Das Münchener Übereinkommen hat einen neuen Abschnitt in der europäischen Geschichte eingeleitet. Die Oberhäupter der vier europäischen Großmächte haben durch ihren Beschluß gezeigt, daß der Krieg keine unbestimmbare Naturgewalt ist, sondern daß er durch vernunftgemäße Überlegung verhindert, — und zwar von den Staaten verhindert werden kann, die auf Grund ihrer natürlichen Stärke dazu imstande sind. Ist es nicht gerade im Interesse der kleinen Nationen, wenn seit langem wieder die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden aufkommt? Die skandinavische Presse scheint anderer Meinung zu sein. Die Regelung der tschechischen Frage ist nicht die Wiedergutmachung eines Jahrzehnte alten Unrechts, sondern ein Übergriff der Großmächte auf eine kleine Nation, ein Rechtsbruch also, der für die kleinen Völker Europas eine ständige Drohung bedeutet. So glaubt die schwedische Zeitung „Stockholms Tidningen" feststellen zu müssen: „Die Großmächte haben ihren Willen gemeinsam einem kleinen Staat diktiert. Niemand wird über das Gefühl von tiefer Enttäuschung und Bitterkeit hinwegkommen, die aus der Mitteilung Prags spricht, daß „die tschechoslowakische Regierung nach der Prüfung des Beschlusses, der ohne ihre Mitwirkung und gegen ihren Willen in München zustande gekommen ist, keinen anderen Ausweg sieht, als ihn anzunehmen." Formell ist die Behandlung der Frage durch die Großmächte unerhört. Ohne die Teilnahme des direkt betroffenen Landes haben sie über Grenzveränderungen bei einem souveränen Staat beschlossen — nur mit dem Hinweis, daß „ein Übereinkommen, das die Abtretung

des sudetendeutschen Gebiets betrifft, prinzipiell bereits erreicht worden ist". Jeder kleine Staat muß eine starke Beunruhigung vor den Methoden empfinden, die in der Großmachtpolitik zum Vorschein gekommen sind."

„Svenska Dagbladet" schreibt, die kleinen Staaten Europas müßten mit einem tiefen Gefühl der Unruhe und Unsicherheit vor der Zukunft die tschechoslowakische Tragödie miterleben, bei der ein kampfbereites Heer auf den Befehl der Großen gezwungen worden sei, seine eigene Niederlage zu erleben.

Die dänische Zeitung „Politiken" kommt zu dem Schluß, daß die Tschechoslowakei das Opfer war, das auf dem Altar des Friedens dargebracht werden mußte und schließt einen pessimistischen Leitartikel mit den Worten: „Was jetzt in der Tschechoslowakei geschieht, wird als eine fürchterliche nationale Demütigung, eine Niederlage empfunden werden. Dänemark, das ein 1864 erlebt hat, kann die Gefühle des tschechischen Volkes verstehen. Aber für uns wurde unsere Niederlage zum Anfang einer glücklichen Entwicklung. Jetzt haben alle kleinen Länder, die älter als die Tschechoslowakei sind, bestätigt erhalten, was sie im voraus wußten, daß sie keine Hilfe zu erwarten haben, wenn sie in Schwierigkeiten kommen, es sei denn, daß eine solche Hilfe im Interesse der Großmächte liegt. Nun ist man in dieser Hinsicht genau so frei von allen Illusionen wie die kleinen allianzfreien Staaten, in deren Reihe die Tschechoslowakei nun eintritt."

+

Die Reihe dieser Beispiele ließe sich noch beliebig erweitern. Sie lassen sich nicht kommentieren. Es bleibt nur eines: die tief bedauerliche Feststellung, daß in weiten Kreisen des skandinavischen Nordens jedes Verständnis für das brennendste Unrecht fehlte, das im Nachkriegseuropa bestand. Es soll über das lehrhafte Beispiel einer internationalen Zusammenarbeit von mikrokosmischen Dimensionen nicht gestritten werden. Aber die Weltgeschichte dankt nun einmal nur für die Tat! J.

„Vive la France!" – „A bas la Pologne!"

Das polnisch-französische Verhältnis einst und jetzt – Mißhandlung polnischer Arbeiter in Frankreich – Die Bedeutung des neuerworbenen Teschen-Gebietes für Polen – Mittelschicht und Industrieführung: deutsch

Daß die Haltung Polens in der tschechoslowakischen Frage alles andere als Beifall in der französischen Öffentlichkeit fand, ist kein Geheimnis. Die Skrupellosigkeit aber, mit der der größte Teil der französischen Presse, besonders der Volksfrontzeitungen, seine wahren Gefühle gegenüber Polen äußerte, hat in Polen auch weiten Kreisen, die sich ihre Sympathie für Frankreich bis zuletzt bewahrt hatten, die Augen geöffnet. Die Enttäuschung in diesen Kreisen über die Haltung der französischen „Freunde" ist begreiflich, aber sie hat ihr Gutes. Sie hat den unentwegten Frankophilen in Polen gezeigt, wie hoch französische Freundschaftsbeteuerungen einzuschätzen sind. Man erinnert sich jetzt in Polen an gewisse politische Ereignisse der vergangenen Jahre, in denen Frankreich auch nicht die Herzlichkeit gezeigt hat, zu der es als befreundete Nation verpflichtet gewesen wäre. Vor allem denkt man an den polnisch-litauischen Konflikt vor einem Jahr, der zu der Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten führte. Damals fiel Frankreich Polen in den Rücken, indem es den Widerstand Kownos stärkte. Dieser und andere „Freundschaftsdienste" Frankreichs erinnert man sich jetzt in Polen, und man spricht die Erkenntnis offen aus, daß die französische Freundschaft für Polen kaum jemals einen realen Wert gehabt hat.

+

„Meine Überzeugung ist, daß, woher immer die Morgenröte einer besseren Zukunft uns scheinen mag, wir sie am wenigsten von

Frankreich erwarten dürfen." Der bekannte polnische General Prądzyński hat diese Worte in seinen Erinnerungen (I, S. 192) geschrieben; nicht nur in der Vergangenheit haben sie sich bewahrheitet, sondern auch jetzt wieder. Im Rahmen der entscheidenden Auseinandersetzungen mit der Tschechoslowakei hat auch Polen an seinem Verbündeten Frankreich eine Enttäuschung erlebt, wie sie sich in der Geschichte des französisch-polnischen Verhältnis schon so oft wiederholt hat.

Auf die polnische Demarche in London und Paris, in der die Übergabe des polnischen Minderheitengebiets an der Olsa verlangt wurde, war in französischen Kreisen eine Reaktion zu verzeichnen, die man in Warschau sehr übel nahm. Der „Petit Parisien" fertigte die polnischen Wünsche in schroffer Weise ab. Die bedauernswerten Tatsachen — so schrieb das Blatt —, die sich in den letzten Tagen ereigneten, hatten die Lage in der Tschechoslowakei nur noch mehr kompliziert. Polen und Ungarn forderten für ihre nationalen Minderheiten das Recht der Selbstbestimmung. Zu diesen Forderungen könne man am mildesten sagen, daß sie höchst unangebracht seien. Herr Kerillis, Abgeordneter in der französischen Kammer, wies die polnischen Forderungen nicht nur zurück, sondern erging sich in der „Epoque" in schweren Beleidigungen, indem er von Forderungen des „blindgewordenen und verbrecherischen Polen" sprach. Der Abgeordnete Frossard, ehemaliger Minister, nahm in einer Rundfunkansprache gegen Polen Stellung: „Wir wollen uns nicht — so erklärte er — darüber unterhalten, was uns das Bündnis mit Polen schon gekostet hat. Der Standpunkt Polens ist zu verurteilen, jenes Polen, das vor noch nicht gar zu langer Zeit vor den Kosaken ausgerissen ist, so daß wir zu seiner Rettung französische Generale ausschicken mußten."

+

Ein großer Teil der polnischen Öffentlichkeit, der sich — unbeschwert von allzu reichlichen Geschichtskenntnissen — von der frankophilen Einstellung zahlreicher Zeitungen und Parteipolitiker beeinflussen läßt, wird die Meldungen über diese französischen Stimmen, für deren Verbreitung die halbamtliche Polnische Telegraphenagentur sorgte, mit nicht geringer Überraschung vernommen haben. In der Frage des Teschener Schlesien ist der Pole sehr empfindlich, denn ihre Lösung im Sinne der polnischen Forderungen bedeutet für ihn nicht allein einen territorialen Gewinn und die Befreiung zahlreicher Landsleute aus dem tschechischen Joch. Als Polen im Jahre 1920 seine gesamte Streitmacht gegen die Bolschewisten einsetzen mußte, besetzten die Tschechen dieses Gebiet, ohne daß ihnen polnischerseits Widerstand geleistet werden konnte. Die Erinnerung an die Ausnutzung der damaligen polnischen Ohnmacht hat die ganzen Jahre hindurch bis heute den Gedanken an eine Revanche genährt. Oft genug wurde die Erinnerung an den Verlust dieses Gebiets aufgefrischt; an jedem Jahrestag der Abtretung des Teschener Gebiets wurde in der Presse und in Kundgebungen diese polnisch-tschechische Streitfrage aufgerollt und jedesmal, wenn das polnisch-tschechische Verhältnis sich zuspitzte — eine Erscheinung, die in den letzten Jahren ja schon zu einem latenten Zustand geworden war —, ist auf die Unhaltbarkeit der bisherigen Grenzen mit aller Nachdrücklichkeit hingewiesen worden.

Die rasche Entwicklung der Ereignisse in der letzten Zeit erweckte nun auch im polnischen Volke die Hoffnung, daß der Augenblick gekommen sei, das damals an die Tschechen verlorene Gebiet wieder zurückzuerhalten. Und während der deutsche Nachbar für die polnischen Ansprüche nicht nur volles Verständnis zeigte, sondern durch die Forderung nach einer Generallösung des Nationalitätenproblems der Tschechoslowakei sich auch in der Praxis für sie einsetzte, kam nun von dem französischen Verbündeten nicht nur keine Hilfe, sondern es schallten dem polnischen Volke durch den Äther noch jene Beleidigungen entgegen, die die offiziöse Presse zu scharfen Erwiderungen veranlaßten. Wenn der Warschauer regierungsfreundliche „Expreß Poranny" sogar schon mit dem Gedanken eines nahen Endes des polnisch-französischen Bündnisses spielte, dann ist das ein Zeichen dafür, daß man in Polen an eine Hilfsbereitschaft des Bündnispartners nicht nur im tschechischen Falle nicht mehr glaubt. Schließlich hat man schon oft genug Beweise dafür erhalten, daß der französische Freund Polen zwar sehr gern in seine eigene politische Rechnung einsetzt, Polen selbst aber kaum jemals in kritischen Augenblicken der französischen Unterstützung sicher war.

In seinem Werk „Polen im politischen System Europas", das weit über Polen hinaus beträchtliches Aufsehen erregte, bringt der bekannte Publizist Władysław Studnicki diese Erkenntnis unverblümt zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Die geographisch voneinander durch den ganzen mitteleuropäischen Raum getrennten Nationen Polen und Frankreich führten gegeneinander zwar keine Kriege, sind aber niemals erfolgreich miteinander verbündet gewesen und haben meist an entgegengesetzten politischen Fronten gestanden." Studnicki führt auch die Überlegungen an, die General Prądzyński seinerzeit zu der Überzeugung brachten, daß Polen von Frankreich nichts zu erhoffen habe. In seinen Erinnerungen schrieb der alte polnische Freiheitskämpfer: „Zur polnischen Sache zurückkehrend, überlegen wir doch einmal, welchen Einfluß Frankreich darauf hatte. Von der Zeit, wo Polen seine Könige nicht mehr selbst wählte, sondern fremde Mächte sie einsetzten, hat sich niemals ein Kandidat Frankreichs gehalten. Ludwig XV. erreichte nicht einmal durch Krieg, seinen Kandidaten auf polnischem Thron zu halten. Dem König Leszczyński und der Konföderation konnte Frankreich nur armselige Hilfe leisten. Die Teilung Polens konnte es nicht verhindern. Nur unter Napoleon ist Frankreich wie ein überschwemmter Fluß aus seinem Bett getreten, und schwer irrt der, der dies für normal hält."

Daß die Polen in ihren Freiheitskämpfen gegen die Russen im vorigen Jahrhundert beim französischen Volke wohl auf Sympathien stießen, aber keine praktische Hilfe erhielten, ist wohl eine der schwersten Enttäuschungen, die dem polnischen Volke von Frankreich bereitet wurden. Wenn Herr Frossard nun heute in zynischer Weise von der polnischen Flucht vor den Kosaken im Jahre 1920 und der Rettung Polens durch französische Generäle spricht und damit im Hinblick auf die aktuellen Ereignisse den Polen Undankbarkeit vorwerfen will, so erreicht er höchstens, daß auf polnischer Seite von neuem unangenehme Erinnerungen an die französische Unterstützung aus dem Jahre 1920 geweckt werden. In weitesten Kreisen der polnischen Öffentlichkeit wird die damalige Hilfe Frankreichs als sehr fragwürdig hingestellt. Es gibt wohl kaum ein Ereignis in der neueren polnischen Geschichte, auf das das polnische Volk stolzer wäre, als das „Wunder an der Weichsel". Durch den Vorwurf der Feigheit im Zusammenhang mit den damaligen Kämpfen gegen die Bolschewisten dürften die Franzosen sich auch in jenen Kreisen manche Sympathie verscherzt haben, die immer entschiedene Verfechter einer polnisch-französischen Bündnis- und Freundschaftspolitik gewesen sind.

+

Wahrscheinlich hätte man in Polen auch heut von der zerbrochenen Freundschaft nicht allzuviel Aufhebens gemacht, wenn man in Frankreich nicht alles daran setzen würde, die polnische Öffentlichkeit an dieses unerfreuliche Kapitel zu erinnern. Man wendet in Frankreich buchstäblich Gewalt an, um Polen zu zeigen, welche herzlichen Gefühle man für den verlorenen Freund hegt. Der Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny" — dessen frankophile Haltung übrigens mit am längstens anhielt — meldet in großer Aufmachung von Ausschreitungen gegen Polen in der französischen Provinz. Bekanntlich leben in Frankreich einige hunderttausend polnische Auswanderer, die vor allem als Arbeiter in der Schwerindustrie beschäftigt sind. Gegen diese Polen nun richtet sich die Wut des französischen Pöbels. In Valencienne, Lisieux, Nancy und anderen Städten ereignen sich nach dem „IKC" fast täglich Ausschreitungen gegen Polen. „Die polnischen Arbeiter", so schreibt das Blatt, „machen geradezu einen Leidensweg durch. Täglich meldet sich eine große Anzahl furchtbar mißhandelter Polen beim Konsulat, das alle Fälle notiert. Sogar die polnischen Lehrer werden verfolgt. Gestern ist es vorgekommen, daß in die Wohnung eines polnischen Lehrers die Gendarmerie eindrang, und dort Hakenkreuzfahnen (!!) suchte. Unter Polizeieskorte wurde dann der Lehrer auf den Bahnhof gebracht, wo man ihm sagte, daß er nicht mehr in seine polnische Kolonie zurückkehren dürfe."

Weiter meldet der „IKC" folgenden bezeichnenden Vorfall: Im vergangenen Jahr wurde in Nancy ein französisch-polnischer Universitätszirkel gegründet. Zum Vorsitzenden dieses Zirkels wurde ein Herr Dimoff gewählt, der, nebenbei bemerkt, auf Kosten der polnischen Regierung längere Zeit in Polen geweilt hat. Dieser Herr Dimoff konnte Polen damals nicht genug loben. Jetzt hat

er dem polnischen Vizevorsitzenden des Klubs seine zerrissene Mitgliedskarte und ein Schreiben geschickt, in dem er sich in Beschimpfungen Polens ergeht. Der Brief schließt mit den Worten „Ich werde mich bemühen, zu vergessen, daß es in der Welt ein Polen gibt, ein Land mit zwei Gesichtern und zwei Herzen. Es lebe die Tschechoslowakei und die Sowjetunion."

Dieser Brief ist für die Einstellung weiter Kreise Frankreichs gegenüber Polen nicht weniger bezeichnend, als eine Karikatur des „Paris Midi", die einen Betrunkenen darstellt mit der Unterschrift „... wie ein Pole". Eine deutliche Anspielung auf das französische Sprichwort „Betrunken wie ein Pole".

Daneben versucht die Volksfrontpresse das Polentum in Frankreich in einer Weise zu verdächtigen, die zwar plump ist, aber ihre Wirkung auf die französische Bevölkerung nicht verfehlt. Sie beschuldigt die Polen, daß sie für den Nationalsozialismus agitierten und Kundgebungen zu Ehren Hitlers veranstalte (!!). „Paris Soir" hat sogar behauptet, daß dies auf Befehl Warschaus geschehe.

Der „IKC" erklärt zu den Ausschreitungen gegen die polnischen Arbeiter, daß dies nur ein neuer Beweis für die französische Treulosigkeit und Undankbarkeit sei. Die Franzosen ließen ihren Zorn an unschuldigen polnischen Arbeitern aus, die durch ihren blutigen Schweiß Frankreich zum Wohlstand bringen. Dieser anständige polnische Arbeiter, der die französische Industrie erhält, und von dessen Arbeit man früher mit größter Anerkennung sprach, sei plötzlich ein „schmutziger Pole", und man mißhandele ihn blutig. Das sei der Lohn für seine schwere Arbeit zum Wohle Frankreichs und für unser polnisches freundschaftliches Gefühl gegenüber dem verbrüderten Frankreich. In Polen habe man „Vive la France" gerufen, und in Frankreich tobe eine von der Presse geführte antipolnische Kampagne, und die Antwort auf die Freundschaftsbekundungen von der Weichsel sei der Ruf „A bas la Pologne".

+

Von viel größerer praktischer Bedeutung ist natürlich im Augenblick für Polen die Frage, welchen Nutzen ihm der Neuerwerb des Teschener Gebietes in wirtschaftlicher, geographischer und verkehrspolitischer Beziehung bringen wird. Darüber enthält der „Deutsche Pressedienst aus Polen", dem auch die obigen Angaben über das Verhältnis zu Frankreich entnommen sind, folgende interessante Ausführungen:

Durch den Geländezuwachs, den Polen erfahren hat, ist es Herr über die ganze ehemalige Provinz Ostschlesien des einstigen Österreich oder, mit anderer historischer Namensbezeichnung, des Herzogtums Teschen geworden, das den östlichsten Teil Schlesiens bildet. Schlesien erstreckt sich von Nordost nach Südwest bis zur Wasserscheide der Karpathen, wobei die Oder bis zu ihrem scharfen Knie bei Oderberg die Achse bildet. Von dort an übernimmt das Tal der bei Oderberg im Oderknie mündenden Olsa, das die Richtung der Oder fast beibehaltend zum Jablunkapaß aufsteigt, diese Funktion. In diesem östlichsten Raum Schlesiens greifen ineinander die Flußgebiete der Oder und Weichsel, so daß Schlesien hier auch in das Gebiet der Weichsel hinreicht. Ostschlesien, das Herzogtum Schlesien oder — nach der polnischen Namensgebung — das Teschener Schlesien ist nördlich also begrenzt von der Oder, dem Unterlauf der Olsa und der Weichsel, südlich vom Karpathen- (Beskiden) Kamm, östlich von der Bialka und westlich von der Ostrawitza. Bisher bildete mit geringen Abweichungen zu ungunsten Polens die Olsa die Grenze, an der die historische Hauptstadt Teschen liegt, die durch die Grenzziehung von 1919 bzw. 1921 zwischen Polen und der Tschechoslowakei geteilt worden war. Bei der neuen Grenzziehung ist nur der Karpatenkamm als natürliche Grenze zu bezeichnen; die in diesem Teil noch kleine Oder und die Ostrawitza können in dem dicht besiedelten Gebiet als natürliche Grenze nicht angesehen werden. Es ergeben sich im Gegenteil neuerlich ähnliche Verhältnisse, wie sie bis jetzt in dem geteilten Schlesien gang und gäbe waren.

Die Lage und Bedeutung des neu an Polen gelangten Gebietes ist wohl am besten durch seine Eisenbahnen charakterisiert. Die große europäische Hauptbahn, die von Wien aus am Außenrand der Karpaten bis zur Donaumündung ihren Weg nimmt, führt im Tal der Oder, der unteren Olsa und der Weichsel, also gleichlaufend der Grenze und von ihr nur wenig entfernt. Am Oderknie liegt der große Eisenbahnknotenpunkt Oderberg (tschechisch Bo-

humin, polnisch Bogumin), von dem ebenso die Bahnlinie entlang der Oder gegen Breslau—Berlin ihren Ausgang nimmt wie die das Olsatal aufwärts über den Jablunkapaß in den ungarischen Donauraum führende Kaschau-Oderberger Bahn, die seit ihrem Bestand immer wieder im politischen Blickpunkt steht. In der österreichischen Zeit haben Berlin und Budapest sie gegen Wien ausgespielt, bei der Neuaufteilung mußte die Tschechoslowakei alles daransetzen, sie in ihre Hände zu bekommen, als Polen durchgesetzt hatte, daß man von der Forderung der Tschechoslowakei nach den Ländern der böhmischen Krone, zu denen außer dem Herzogtum Teschen auch Auschwitz und Zater gehört hätten, abwich. Denn die Kaschau-Oderberger Bahn stellte die einzige leistungsfähige Bahnverbindung zwischen den historischen Ländern und der Slowakei da. Die zentral gelegene Bahn Brünn—Blarapaß—Trentschin und die Verbindung von Mährisch—Weißkirchen gegen Puchow an der Waagtal-Bahn mußten erst ausgebaut werden bzw. sind noch im Ausbau begriffen.

+

Die wirtschaftliche Stellung Polens in Europa wird durch das „Schlesien jenseits der Olsa" auch insofern wesentlich verbessert, als jetzt das gesamte schlesische Steinkohlenbecken, mit Ausnahme des zu Deutschland gehörenden Teils und den ganz kleinen bei der Tschechoslowakei verbleibenden Rest um Mährisch-Ostrau, ihm zugehört. Damit erhält es aber auch das Industrierevier, das sich auf Grund des Kohlenvorkommens im gleichen Raum herausgebildet hat. Polen erhält das große Eisenwerk Trzynietz der Berg- und Hüttenwerksgesellschaft, das Stahlwerk in Freistadt, Drahtwerke und Röhrenwalzwerke in Oderberg, chemische Fabriken, darunter Petroleum-Raffinerien, Papierfabriken, kurzum einen Industriekomplex, der das Gebiet zu einem der wichtigsten Industriereviere des alten Österreich stempelte. Die Industrie ist durchaus modern ausgestaltet, da sie nach der Verkleinerung des inländischen Absatzgebietes mit der Erzeugung auf dem Weltmarkt gehen mußte.

+

Die wirtschaftliche, aber auch die völkische Struktur dieses Teils von Schlesien wird erst verständlich, wenn man die Änderungen im Gefolge des Ausbaues der Eisenbahnen in Betracht zieht. Die alten Städte lagen mit Ausnahme der kleinen Stadt Oderberg an der Straße Wien—Olmütz—Teschen—Bielitz—Krakau. An dieser liegt auch Friedek am rechten Ostrawitzaufer, während Mistek, die Schwesterstadt am linken Ufer, im mährischen Gebiet liegt. Durch den Ausbau der Eisenbahn wurde die Entwicklung an diese herangezogen. Teschen (ebenso wie Troppau, die von Ostrau 30 km abliegende Landeshauptstadt von Österreichisch Westschlesien) haben ihren wirtschaftlichen Rang an die aus freiem Feld herangewachsene Industriestadt Ostrau abtreten müssen. Dort, in diesem Industrieviertel um Ostrau, Neuoderberg, Freistadt, Karwin drängt sich die dreisprachige Bevölkerung zusammen. Am Beskidenhang bis zum Ostrawitzatal ist die ländliche Besiedlung polnisch, vom Ostrawitzatal angefangen tschechisch. Das städtische Bürgertum aber ist deutsch. Ausgesprochen dreisprachig zeigt sich die im Industriegebiet zugewanderte Bevölkerung, denn auch das rein deutsche Hinterland des mährischen Kuhländchens im Bereich der oberen Oder und des westlichen Schlesien gab hierher seinen Bevölkerungsüberschuß ab. Die gewerbliche Mittelschicht und die industrielle Führung sind über die Tschechisierungsbestrebungen hinweg deutsch geblieben und bestimmten das Bild des städtischen Lebens auch dann noch, als nach den Ziffern der Wahlergebnisse der Hundertanteil der deutschen Einwohner auf weniger als 20% herabgedrückt worden war.

Bezeichnend für die Lage und den Tendenzen war das bisherige Bild von Teschen. Während in der bei Polen verbliebenen Altstadt selbst in den Geschäften kaum noch eine deutsche Aufschrift zu sehen ist, wies das unter Bürgermeister Kozdon neuaufgebaute Tschechisch-Teschen bei einer Mehrheit der deutschen Vertretung durchgehend die Dreisprachigkeit auf, sowohl bei den Aufschriften an und in den Geschäften wie im öffentlichen und behördlichen Dienst. Diese Mehrsprachigkeit wird übrigens inzwischen auch dort von den polnischen Behörden zugunsten der pol-

nischen Sprache radikal beseitigt. Die deutschen Aufschriften müssen den polnischen restlos weichen.

+

Die räumliche Änderung, die vor sich gegangen ist, betrifft nur ein kleines Gebiet von 800 qkm mit 240 000 Einwohnern, seine geographische und wirtschaftliche Bedeutung ist aber unverhältnismäßig größer, als diesen Ziffern entsprechen würde. Nach 700 Jahren tritt Polen durch seine Erwerbung wieder in den engeren mitteleuropäischen Raum ein, der schon zum unmittelbaren Einflußbereich des Donauraumes zu rechnen ist. Was das bedeutet, läßt sich schon an den politischen Kombinationen erkennen, die sich an das jüngste Geschehnis knüpfen und in denen die Bahn über den Jablunkapaß in den ungarischen Raum eine ansehnliche Rolle spielt.

„Schmerzerfüllt!"

Zwei historische Dokumente

Oberst a. D. Erich Breitenbach, früher Hauptmann im Grenadier-Regiment 5 in Danzig, teilt folgende Erinnerung von höchst eigenartiger Aktualität mit:

In den kritischen Septembertagen dieses Jahres mußte die tschechoslowakische Regierung folgende Verlautbarung erlassen:

„Die tschechoslowakische Regierung hat sich unter dem unwiderstehlichen Druck der britischen und französischen Regierung gezwungen gesehen, schmerzerfüllt die in London ausgearbeiteten Vorschläge anzunehmen."

Bei dem Worte „schmerzerfüllt" steigt eine dunkle Erinnerung in mir auf. Ich suche in meinen Kriegspapieren und finde folgendes Dokument:

„Armeebefehl vom 17. 4. 1915.

Schmerzerfüllt anordne ich, daß das K. u. K. Infanterie-Regiment Nr. 28 wegen Feigheit und Hochverrat vor dem Feinde ausgestoßen wird aus Meinem Heere. Die Fahne wird dem Regiment abgenommen und ist dem Heeresmuseum einzuverleiben.

Die Geschichte des Regiments, das, vergiftet in seiner Moral, von Hause ins Feld gezogen ist, hat mit dem heutigen Tage aufgehört.

gez. Franz Josef."

Was war die Veranlassung gewesen zu diesem, in der Geschichte der Österreichischen Armee bis dahin noch nie erlebten Geschehnis? Das tschechische K. u. K. Infanterie-Regiment Nr. 28, welches sich aus Prag und Umgebung ergänzte, stand in der Karpathenfront am Dukla-Paß den Russen gegenüber. Am 3. April 1915 hißte es eine weiße Fahne und sandte einen Parlamentär zu der gegenüberliegenden Linie mit der Begründung, die Leute des Regiments seien Slawen und wollten daher gegen Rußland nicht kämpfen.

Bei den darauf eingeleiteten Verhandlungen ergab es sich aber zur größten Überraschung der Tschechen, daß in der ihnen gegenüber liegenden Linie keine Russen lagen, sondern das Königlich-Preußische 4. Garderegiment zu Fuß, dessen Kommandeur das hochverräterische Tschechenregiment sofort umzingeln und entwaffen ließ. Fünf Offiziere und jeder zehnte Mann wurden am 5. Mai in Szegedin standrechtlich erschossen! — —

„Schmerzerfüllt!" Wahrlich, alle Schuld rächt sich auf Erden, denn über der Erde gibt es immer noch eine ewige — eine göttliche Gerechtigkeit!

Grundsätzliche Feststellungen zur staatsrechtlichen Lage Danzigs

Gauleiter Forster auf der Gauarbeitswoche 1938 in Danzig

„Wir sind ein deutscher Staat, mit deutschen Menschen, mit deutschen Gesetzen, mit deutscher Wirtschaft, mit deutscher Kultur, mit deutscher, vor allem nationalsozialistischer Lebensauffassung. Wir gehören auch zu keinem anderen Staat, der über uns bestimmen könnte, sondern wir haben selbst unser Schicksal in der Hand. Da wir freiwillig und mit Begeisterung unser Schicksal in die Hand des Führers legen, hat Adolf Hitler allein über uns zu bestimmen."

Mit diesen Feststellungen umriß der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, auf einer Führertagung im Danziger Staatstheater im Rahmen der Gauarbeitswoche der NSDAP. die politische Situation Danzigs und die sich daraus ergebende Aufgabe. Gauleiter Forster konnte bei dieser Gelegenheit auf die Erfolge des letzten Halbjahres verweisen. Die Parteien sind in Danzig verschwunden, von 72 Abgeordneten des Danziger Volkstags tragen 70 das Braunhemd und stehen unter dem Befehl der NSDAP. Diese veränderte Lage im Danziger Volkstag ist rechtmäßig zustande gekommen und stellt den Abschluß einer folgerichtigen Entwicklung dar, die sich seit langem in der Danziger Bevölkerung vollzog. Die Welt muß sie anerkennen.

Wir können mit Befriedigung feststellen, so erklärte der Gauleiter ferner, daß der Jude in Danzig auf allen Gebieten — auch auf dem wirtschaftlichen — unschädlich gemacht worden ist. 2000 Juden haben in der letzten Zeit Danzig verlassen. Weiter wies Gauleiter Forster darauf hin, daß auch die Gefahr der Einsetzung eines Bischofs fremden Volkstums und die Einrichtung fremder Pfarreien abgewehrt werden konnte. In Bezug auf die Beziehungen zu Polen erklärte er, daß sich an dem gutnachbarlichen Verhältnis im letzten Jahre nichts geändert habe. Unser Nachbar Polen werde aber mehr und mehr einsehen müssen, daß wir hier unsere Politik, unsere Wirtschaft und alle übrigen Gebiete ganz und gar auf unser Mutterland ausrichten. Der Ausbau der deutschen Stellung in Danzig werde, so betonte der Gauleiter, von uns so weit vorwärts getrieben, daß ein weiteres Vordringen oder gar ein erneutes Eindringen fremden Volkstums vollkommen aussichtslos werde.

+

Da es Danzig gelungen ist, die Freiheit des Handels zu gewinnen, konnten auch auf allen Gebieten Erfolge erzielt werden, die deutlich erkennen lassen, mit welcher Tatkraft und Zielsicherheit die nationalsozialistische Führung dieser Stadt an der Arbeit ist, Danzig zu einem Bollwerk deutschen Lebens, deutscher Arbeit, deutscher Wirtschaft und deutscher Kultur zu machen: völlige Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Steigerung der Sparkassen- und Bankeinlagen seit 1935 von 205 auf 244 Millionen G, Steigerung der Steuereingänge von 47,5 auf 70 Millionen G, Erhöhung des steuerpflichtigen Einkommens ohne das Einkommen der Lohn- und Gehaltsempfänger allein aus der freien Wirtschaft von 50 auf 92 Millionen G, Steigerung des Umsatzes in den Lebensmittelgeschäften von 90 auf 173 Millionen G und dagegen Senkung der Auslandsverschuldung von 100 auf 77 Millionen G, obwohl allein für die Arbeitsbeschaffung in Danzig 60 Millionen G zur Verfügung gestellt wurden.

Als weitere Aufgabe bezeichnete Gauleiter Forster die Verbesserung des Lebensniveaus der Danziger Bevölkerung durch Leistungszulagen, Regulierung der Grundlöhne, Kinderbeihilfen, Ausgleich der Familienlasten und Senkung des Brotpreises für Minderbemittelte.

Die Steigerung des Lebensstandards der Bevölkerung hat eine Produktionssteigerung in der Landwirtschaft und eine Steigerung der Industrialisierung zur Voraussetzung. Große Erfolge sind auch nach dieser Richtung im vergangenen Jahre erzielt worden.

Das Baugewerbe hat im letzten Jahr allein von der Partei für 8 Millionen G Aufträge erhalten, ohne die Staatsaufträge. Die Danziger Werften beschäftigen zusammen 8000 Menschen, vor der Machtübernahme waren es rund 2000. Für 40 Millionen G liegen Aufträge vor. Neue Hellinge sind errichtet, ein großes Dock, das größte der Ostsee, ist beschafft worden. Unter nationalsozialistischer Führung steigt auch Danzigs Handel. Auf Grund der letzten deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen nach der Heimkehr Österreichs ins Reich ist der Anteil Danzigs an den verabredeten Kontingenten von rund 27 Millionen G auf rund 37 Millionen G erhöht worden. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg geht die Entwicklung des kulturellen Lebens in Danzig Hand in Hand. Danzig muß zum kulturellen Mittelpunkt des Nordostens werden.

Gauleiter Forster schloß seine Ausführungen mit einem Abriß der großen außenpolitischen Entscheidungen, die der Führer im letzten Jahr herbeigeführt hat, und knüpfte daran die Schlußfolgerung: „Wir können also jetzt mit noch größerem Glauben als früher an die Arbeit gehen und mit Recht davon überzeugt sein, daß auch unsere Arbeit und unsere Treue genau so wie der Kampf der Österreicher und der Sudetendeutschen einmal ihren höchsten Lohn in der endgültigen Freiheit Danzigs finden werden."

+

Im Rahmen der Gauarbeitswoche legten alle Gliederungen der Partei Rechenschaft über die im letzten Kampfjahr geleistete Arbeit ab. Bei der Eröffnungskundgebung im Sitzungssaal des Volkstages, die unter der Leitung des stellvertretenden Gauleiters Präsidenten Greiser stattfand, wurden die Fortschritte, die der Aufbau der Danziger Wirtschaft in diesem Jahr gemacht hat, durch ausführliche Referate der Gauamtsleiter Huth und Rettelsky erläutert. Kennzeichnend für die günstige Entwicklung der Wirtschaft ist die Tatsache, daß von den rund 16 000 Danzigern, die im Reich Arbeit fanden, in letzter Zeit mehrere tausend, darunter 900 Facharbeiter, nach Danzig zurückgeholt wurden, weil sich auch hier ein Facharbeitermangel bemerkbar macht. Die Industrie wird von Vereinbarungen profitieren, die zwischen der deutschen Automobilindustrie und der Kattowitzer Interessengemeinschaft besprochen worden sind. Da Handel und Schiffahrt keine ausreichende Existenzgrundlage für Danzig mehr bilden — eine Folge der Gdingener Konkurrenz —, muß die industrielle Basis der Freien Stadt erheblich erweitert werden. Der Fakturenwert der verkauften Danziger Industriewaren betrug im ersten Halbjahr 1936 rund 90 Millionen G, 1937 waren es schon im ersten Halbjahr 105 Millionen und in der gleichen Zeit des laufenden Jahres 120 Millionen. Die Zahl der Industriearbeiter hat sich von 12 000 im Jahre 1933 auf 16 000 im Jahre 1937, der Stromverbrauch von rund 38 Millionen Kwh. im Jahre 1933 auf 75 Millionen Kwh. im Jahre 1937 erhöht. Der Handel, belastet durch die Devisen- und Kontingentschwierigkeiten, leidet unter der Tendenz der polnischen Handelspolitik, den Danziger Hafen in die Rolle eines reinen Zubringerhafens herabzudrücken und das wirklich gewinnbringende Geschäft nach Gdingen abwandern zu lassen. Dabei hat der Danziger Hafen durch neue Anlagen, wie Getreide-Silo, Kühlhalle und Lagerräume eine erhebliche Verbesserung seiner Umschlagsmöglichkeiten erfahren und ist in der Lage, jeden berechtigten Wunsch der polnischen Exporteure und Importeure zu erfüllen. Aussichtsreich sind die Ergebnisse der Danziger Heringsfischerei, deren Fangbasis Cuxhaven ist. Dort ist die Danziger Heringsflotte stationiert, die Heringe werden vorläufig durch Schiffe einer Linienreederei nach Danzig zur Verarbeitung gebracht, im nächsten Jahre wird ein eigenes Danziger Transportschiff in Dienst gestellt werden.

Die Danziger Ernte 1938 gewährleistet mit einem Ertrage von 1 Million dz. Weizen, 240 000 dz. Raps und einer Verdoppelung der Roggenmenge die volle Ernährungsfreiheit Danzigs. Wie seßhaft die bäuerliche Bevölkerung in Danzig geworden ist, geht aus der Zahl der durchgeführten Zwangsversteigerungen in den letzten 12 Monaten hervor. Es sind im ganzen Freistaatgebiet in dieser Zeit nur 157,5 ha versteigert worden, unter denen sich ein Hof von allein 84 ha befindet, der auf der Dan-

ziger Höhe seit Jahren nur noch teilweise bestellt worden war.

+

Wie auf allen Gebieten des Lebens das nationalsozialistische Danzig bestrebt ist, durch eine möglichst vollständige Rechts- und Gesetzangleichung an das Reich gleichen Tritt mit dem ganzen deutschen Volk zu fassen, so hat auch die Danziger Gesundheitsführung alle die Maßnahmen übernommen, die vom Deutschen Reich getroffen wurden, um die Zukunft der Nation kraftvoll und stark zu gestalten. Wenn auch die Verhältnisse in Danzig vielen Entscheidungen Schwierigkeiten in den Weg legten, die im Reich einfach erschienen, so war es doch, wie der Gauamtsleiter Senator Dr. Großmann auf der Gauarbeitswoche mitteilte, möglich, in Danzig fast auf jedem Gebiet das im Mutterlande Geschaffene zu erreichen, in einzelnen Fällen sogar zu vervollkommnen. Das Danziger statistische Material weist aus, daß im Jahre 1930 bis 1933 32 900 Kinder geboren wurden, dagegen sind in den Jahren 1934 bis 1937 36 147 Kinder geboren worden, d. h. es wurden seit der Machtübernahme 5237 Kinder oder 9,84 % mehr geboren. Wie auch im Deutschen Reich, ist die Zahl der Geburten aus den mit Ehestandsdarlehen geschlossenen Ehen fast 40 % höher als in den anderen Ehen. An Ehestandsdarlehen wurden in Danzig insgesamt bis Ende September 1938 1 607 Darlehen mit 1 212 400 G gewährt. Um den in Danzig bestehenden Kulturstand zu halten und zu fördern, sind die in Danzig bestehenden städtischen und staatlichen Krankenanstalten auf jedem Gebiet mit Neuerungen und Verbesserungen versehen worden. Eine für die Allgemeinheit bereits bekannte Gründung verdient besonders hervorgehoben zu werden, die staatliche Akademie für praktische Medizin. Danziger städtische und staatliche Krankenanstalten sind damit in den Verband deutscher Universitätsinstitute aufgenommen worden.

+

Nachdem im Laufe der Gauarbeitswoche alle Gliederungen der Partei durch richtungsweisende Ausführungen des Gauleiters Forster auf die vorstehende Winterarbeit ausgerichtet waren, fand die Gauarbeitswoche ihren Abschluß in großen Massenkundgebungen, auf denen u. a. der Gauleiter Forster und der Senatspräsident Greiser zur Danziger Bevölkerung sprachen. Noch einmal wurden in diesen Kundgebungen die erzielten Erfolge dargelegt und Richtung und Ziel des weiteren Marsches festgelegt. Stolz und ruhig, so erklärte Senatspräsident Greiser, stehen wir hier in Danzig in dem Bewußtsein, daß sich das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen läßt. „Als Bannerträger des kategorischen Imperativs der Pflicht, der nicht zufällig hier im Osten geboren wurde, als Vorposten im abgetrennten Lande an der Weichsel, verfolgen wir mit offenen Augen die Erfüllung großdeutscher Sehnsucht, aber auch nicht ohne Beharrlichkeit in der Betonung unserer Wünsche für die Erfüllung unseres eigenen Schicksals."

Sind die Letten ein „junges Volk"?

Stillstand des Geburtenzuwachses – Folgen der Parole „Lettland den Letten" – Industrialisierung und Landflucht im Agrarstaat Lettland – Konstruierte Orden

Es ist eine geraume Zeit, die noch nicht lange zurückliegt, viel von den „jungen Völkern" die Rede gewesen. Eine eigene Literatur hat sich um diesen Begriff gerankt. Man sprach und schrieb viel von dem Aufbruch der „jungen Völker", der nach dem Weltkriege erfolgt sei, von ihrer Lebendigkeit und Lebenskraft, und sagte ihnen eine Zukunft voraus. Dabei scheint man jedoch manchen Irrtümern erlegen zu sein. Man brachte vielfach die Begriffe Staat und Volk durcheinander. Denn die Tatsache, daß Völker, die bisher keinen eigenen Staat hatten, nun zu einer Eigenstaatlichkeit gelangten, kann und darf nicht als Beweis für ihre Jugend genommen werden. Als Maßstab für

die Gesundheit und die Jugend eines Volkes kann allein seine biologische Mächtigkeit, die Stärke seine völkischen Substanz gelten. Selbstverständlich kann sich ein Volk in einem eigenen Staat besser und freier entwickeln als in einem fremden Staatswesen unter der Herrschaft eines fremden Volkes, selbstverständlich kann die Eigenstaatlichkeit neue Lebenskräfte wecken, mächtige Impulse in biologischer Hinsicht geben. Die Eigenstaatlichkeit kann hier eine wichtige Rolle spielen. Sie ist aber nicht ausschlaggebend, sie ist nicht entscheidend. Wäre es anders, dann müßte die Lebenskraft, die völkische Substanz der Letten und Esten, die man stets mit unter die „jungen Völker" gerechnet hat, stärker und mächtiger sein als die des ukrainischen Volkes, das bis heute noch nicht zu einer eigenen Staatlichkeit gelangt ist. Das Gegenteil aber ist der Fall. Während das ukrainische Volk biologisch sogar stärker ist als das wirklich junge und gesunde Volk der Polen, stagniert die Lebenskraft der Letten und Esten, und in nicht ferner Zukunft wird, wenn nicht ein Wandel eintritt, mit einem Schwinden ihrer völkischen Substanz zu rechnen sein. Jede Staatsführung wird darauf bedacht sein müssen, Bedingungen zu schaffen, die die größtmögliche Entfaltung der biologischen Kraft ihres Volkes gewährleisten. Eine Politik, die sich nicht an dieses natürliche Gebot hält, geht Irrwege, sie bedeutet, auf weite Sicht gesehen, eine Sünde wider das Blut. Jede Abkehr von den Müttern rächt sich.

Es mag so scheinen, als würden die von dem Führer des lettischen Staates, Dr. Karl Ulmanis, ausgegebenen Parolen „Lettland muß lettisch werden" und „Lettland den Letten" dem natürlichen Gebot, dem jede Staatsführung unterliegt, gerecht. Aber dieser Schein trügt. Diese Parolen sind nicht diktiert von dem gesunden und natürlichen Willen zur Erhaltung des eigenen Volkstums. Sie entspringen keinem biologischen Denken. Zwar sollen sie von einer starken Selbstsicherheit zeugen, sie verraten jedoch nur Unduldsamkeit und Ressentiments gegenüber der deutschen und den anderen Volksgruppen, die innerhalb der Grenzen des lettischen Staates leben. Jede weitblickende Staatsführung wird danach trachten, alle Kräfte des Landes in den Dienst des Staates zu stellen, sie für den Staat nutzbar zu machen. Die Parolen „Lettland muß lettisch werden" und „Lettland den Letten" aber schließen wertvolle Kräfte von der Mitarbeit am Staate aus.

+

Unzweifelhaft hat Lettlands diktatorisch regierender Staatspräsident Dr. Karl Ulmanis sich um sein Land große Verdienste erworben. Er hat es verstanden, dem innenpolitischen Leben seines einst hyperdemokratischen Landes ein neues Gepräge zu geben. Es sind jetzt über vier Jahre her, daß der damalige Ministerpräsident Ulmanis mit Hilfe der Armee in Lettland die Macht an sich gerissen hat. Mit einem überraschenden Staatsstreich machte er in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1934 dem parlamentarischen Spuk ein Ende. In der kurzen Zeit, die seit der Erlangung der staatlichen lettischen Selbständigkeit vergangen waren, hatten etwa zwanzig Regierungen im Lande herumregiert, hatten sich sechsundzwanzig Parteien in dem hundert Abgeordnete zählenden Parlament herumgestritten und das Land an den Rand des Ruins gebracht. Es bedurfte schon großer Tatkraft, um in einer fast aussichtslos erscheinenden Situation das Steuer herumzureißen. Heute hat Lettland innenpolitisch Ruhe. Die Parteien sind beseitigt. Die Staatsführung ist straff und einheitlich. Die Schaffung eines neuen Zivilkodex hat dem Lande ein einheitliches Zivilrecht gegeben. Seit seinem Staatsstreich hat Ulmanis fast tausend Gesetze erlassen, durch die er alle Zweige des staatlichen und völkischen Lebens in Lettland nach seinem Willen umformte, und was bis vor kurzem Ausnahmezustand war, ist zu Beginn dieses Jahres durch die Verkündung eines Staatssicherheitsgesetzes, eines Vereinsgesetzes und eines Pressegesetzes Normalzustand geworden. Das Regime Ulmanis hat dem Lande auf vielen Gebieten sicherlich starke Impulse gegeben. Aber dabei sind auch Wege beschritten worden, die einander kreuzten, so daß manche Erfolge des Regimes als sehr fragwürdig anzusehen sind: Maßnahmen, die auf einem Gebiete zum Ziele führten, machten dafür Maßnahmen der Regierung auf anderen Gebieten unwirksam. Auf die Parolen „Lettland den Letten" und „Leettland muß lettisch werden" ist es zurückzuführen, daß die Regierung Ulmanis kulturelle und wirtschaftliche Maßnahmen ergriffen hat, die für einen ge-

mischtvölkischen Staat und einen Agrarstaat, wie Lettland es nun einmal ist, unverständlich und abwegig erscheinen müssen.

+

Man wird sich bei einer Beurteilung der Verhältnisse in Lettland immer vor Augen halten müssen, daß Lettland ein Nationalitätenstaat mit agrarischem Charakter ist, der zwei sehr unterschiedliche Gebiete umfaßt, den kulturell viel höher stehenden Westen, der jahrhundertelang unter deutschem Einfluß stand, und den dichter besiedelten Osten mit einer meist fremdvölkischen — russischen — Einwohnerschaft, Lettgallen. Zum besseren Verständnis müssen hier einige Zahlen genannt werden, die wir einer Veröffentlichung des Instituts für osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Albertus-Universität Königsberg entnehmen. Lettland hat nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1935 etwa 1,9 Millionen Einwohner, von denen 75,49 Prozent Letten, 10,59 Prozent Großrussen, 4,79 Prozent Juden, 3,19 Prozent Deutsche sind. Der Rest verteilt sich auf verschiedene andere Nationalitäten, unter denen es auch Polen gibt, die es verstehen, andersnationale Bewohner Lettlands für ihre Nationalität zu gewinnen. Aufschlußreich ist auch die Aufteilung der Einwohner Lettlands in konfessioneller Hinsicht, da in den östlichen Ländern die Konfession oft die Nationalität bestimmt und über die völkische Haltung des einzelnen mehr aussagt als die Ausfüllung einer Rubrik bei einer Volksabstimmung. Lettland hat 55,1 Prozent Protestanten, 24,45 Prozent Katholiken, 8,95 Prozent Orthodoxe, 5,5 Prozent Altgläubige, 4,8 Prozent Juden und 1,2 Prozent andere Konfessionen. Dabei muß jedoch unterstrichen werden, daß der östliche, lettgallische Teil Lettlands nur 7,45 Prozent Protestanten hat, dagegen aber 57 Prozent Katholiken, 16 Prozent Orthodoxe und 13,85 Prozent Altgläubige. Bedenkt man, daß das übrige Gebiet Lettlands zu 75 Prozent protestantisch ist, dann wird die völkische und konfessionelle Verschiedenheit des östlichen Lettgallen gegenüber dem übrigen lettischen Staatsgebiet deutlich. Dabei umfaßt Lettgallen 27 Prozent der Gesamtbevölkerung Lettlands. Die Bevölkerungsdichte je Quadratkilometer für das ganze Land einschließlich der Städte beträgt in Lettland 29, die agrarische Dichte je Quadratkilometer landwirtschaftlicher Nutzfläche 37, im lettgallischen Teil aber 53. Das fremdvölkische Lettgallen ist also agrarisch besonders dicht und stärker besiedelt als das übrige lettländische Gebiet. Auch hier wird die Verschiedenheit der beiden ungleichen Landesteile offenbar. Und nun zur Geburtenfrage, die für die biologische Kraft eines Volkes entscheidend ist. Hier zeigt die Statistik im Landesdurchschnitt einen Überschuß von 3—4 auf 1000. In Wirklichkeit hat aber nur das fremdvölkische Lettgallen einen nennenswerten Geburtenüberschuß, während in den anderen Gebieten des lettischen Staates eine Stagnation, wenn nicht ein Rückgang zu verzeichnen ist. Die geburtenfreudigsten Bewohner Lettlands sind die Russen. Wo aber die lettischen Statistiken von einer Volkszählung zur anderen einen wenn auch nur geringen Zuwachs an Letten verzeichnen, da handelt es sich nicht um einen wirklichen Geburtenüberschuß, sondern um einen mehr oder weniger zweifelhaften Gewinn durch Entnationalisierung fremdvölkischer Staatsangehöriger. Sind die Letten ein „junges Volk"?

+

Eine weitblickende Staatsführung, die mit den Gegebenheiten zu rechnen hat, die wir eben in wenigen, aber sehr vielsagenden Zahlen geschildert haben, müßte das Hauptgewicht aller ihrer Maßnahmen auf die Landwirtschaft legen. Sie müßte die Abwanderung jedes einzigen Landbewohners in die Stadt als einen schweren Verlust empfinden. Sie müßte den Zuzug in die Städte verbieten, unter allen Umständen verhindern. Es braucht nicht bestritten zu werden, daß das Regime Ulmanis viel zur Förderung der Landwirtschaft getan hat. Sie machte diese Maßnahmen aber wieder unwirksam, indem sie die Industrialisierung des Landes weit über die Grenzen des Notwendigen hinaus mit allen Mitteln vorwärts trieb. Und warum diese Politik, die, auf weite Sicht gesehen, den Bestand des lettischen Volkes aufs schwerste gefährden muß? Die Antwort auf diese Frage geben die Parolen „Lettland den Letten" und „Lettland muß lettisch werden."

+

Dem lettischen Staatschef Dr. Karl Ulmanis ist die Betätigung und Beteiligung nicht

nationallettischer Kräfte in der Industrie und im Handel des Landes stets als eine große Gefahr für den Staat erschienen. Er glaubte, diese vermeintliche Gefahr nur durch eine sehr weitgehende Nationalisierung und Verstaatlichung der Wirtschaft Lettlands bannen zu können. In den Jahren 1935/36 ging er daran, das in nicht nationallettischen Händen befindliche Kapital auszuschalten bezw. unter lettischen Einfluß, unter lettische Kontrolle zu bringen. Die Mittel und Methoden, deren er sich dabei bediente, waren hart und rücksichtslos. Sie richteten sich in erster Linie gegen die in Lettland seit Jahrhunderten beheimateten Deutschen, die nach der sog. lettischen Agrarreform in die Städte des Landes gezogen sind. Die Landflucht dieser Deutschen war nicht freiwillig. Von den rund zwei Millionen Hektar deutschen Grundbesitzes in Lettland sind nach der sog. Agrarreform nur etwa 60 000 Hektar in deutscher Hand geblieben. Das Deutschtum mußte vom Lande weichen. Es zog in die Städte. Es suchte eine Existenz im Handel, in der Industrie. Aber der Deutsche erscheint gefährlich. Diktator Ulmanis muß auch die Industrie nationalisieren.

+

Daher hat man im letztvergangenen Jahre eine „Umorganisierung der Industrie" vorgenommen. Um Begründungen für diese „Notwendigkeit" war man durchaus nicht verlegen. Auch hier wollte man der „Tendenz einer Zersplitterung der Kapitalien, die weder einer rationellen Produktion noch überhaupt den auf eine Festigung der nationalen Wirtschaft gerichteten Zielen entsprach", ein Ende machen, indem man — wir folgen hier einer amtlichen lettischen Darstellung — „durch Vermittlung der Regierung in den bedeutendsten Volkswirtschaftszweigen einfach neue Unternehmungen gegründet" hat. Dabei war die lettische Regierung „der Ansicht, daß man den weitaus überwiegenden Teil der im betreffenden Zweige bestehenden Unternehmen seinem Schicksal überlassen könne, das wäre die natürliche Einstellung ihrer Tätigkeit oder ihre Anpassung an die neuen Verhältnisse". Allein im Jahre 1937 hat die lettische Regierung nicht weniger als 14 wichtige neue Industrie- und Handelsunternehmungen gegründet. Eine große Zahl für einen kleinen Staat. Und die Zahl ist in diesem Jahre weiter gewachsen. Es gibt keinen Zweig der Industrie und des Handels, in dem keine Neugründungen zu verzeichnen sind, die für die privaten und andersnationalen Unternehmungen eine ungewöhnliche und unüberwindbare Konkurrenz bedeuten. Es handelt sich hier ganz eindeutig um einen Staatskapitalismus, der mit einer unleugbaren Spitze gegen die anderen Nationalitäten, die im lettischen Staate leben, betrieben wird. Man spreche aber mit einem Letten über Staatskapitalismus! Er wird sofort entrüstet darauf verweisen, daß der Staat durch die Ausgabe von Anteilscheinen zu einer „Reprivatisierung" dieser neuen Betriebe und Unternehmungen schreiten will. Worauf nur die unwiderlegbare Antwort zu erfolgen braucht, daß die Kapitalkraft der Bevölkerung viel zu gering ist, um diese „Reprivatisierung" Wirklichkeit werden zu lassen.

+

Wir haben gesehen, wie es um den Geburtenzuwachs des lettischen Volkes und um die Stellung des Lettentums auf einem bedeutenden Teil des lettischen Territoriums bestellt ist. Die Lage für das Lettentum wird nun dadurch noch verschlechtert, daß die oben charakterisierte übertriebene und völlig unnötige Industrialisierung eine starke Landflucht zur Folge hat. Da in den neuen Staatsbetrieben natürlich nur Arbeiter und Angestellte lettischer Nationalität beschäftigt werden, werden in erster Linie oder fast ausschließlich nationallettische Kräfte vom flachen Lande in die Städte gezogen. Dadurch wurde eine andere sehr wichtige Frage aufgeworfen: woher sollen bei dem starken Abfluß der Arbeitskräfte vom Lande in die Industrie die Kräfte für die Landarbeit genommen werden? Nach lettischen Feststellungen brauchte Lettland im Jahre 1933 nur 12 000 ausländische Landarbeiter. Ein Jahr darauf stieg diese Zahl bereits auf 23 000, im Jahre 1935 auf 34 000, und in diesem Jahre 1938 brauchte Lettland bereits etwa 60 000 ausländische Landarbeiter, die in erster Linie aus Polen eingeführt wurden. Diese Abhängigkeit eines Agrarstaates von fremden Arbeitskräften zur Einbringung der Ernte ist ohne Zweifel bedenklich, wobei auch nicht übersehen werden kann, daß hier die Gefahr einer langsamen Unterwanderung gegeben ist. Nicht alle ausländischen Land-

arbeiter verlassen wieder das Land, und wenn der Prozentsatz der Zurückbleibenden auch nur gering ist, so wird ein Land von der geringen Bevölkerung Lettlands mit dieser Unterwanderung doch rechnen müssen. Es ist bezeichnend, daß die lettischen Behörden in diesem Jahre ihren Beamten außer der gesetzlich festgelegten Urlaubszeit freistellten, weiteren Urlaub zu nehmen, um sich an der Einbringung der Ernte auf eigenen Gütern oder auf Gütern von Verwandten zu beteiligen, daß in diesem Jahre Strafgefangene zu Erntearbeiten verwandt wurden. Solche Maßnahmen können selbstverständlich nur wie der Tropfen auf den heißen Stein wirken. Was nützt alle Förderung der Landwirtschaft, wenn man ihr durch eine übertriebene Industrialisierung und eine überspannte Nationalitätenpolitik die notwendigsten Arbeitskräfte entzieht, wenn man in einem Agrarstaat die Landflucht fördert? Bei der für das Lettentum gefährlichen, fast systematischen Abziehung nationallettischer ländlicher Kräfte in die Städte klingt die Parole „Lettland den Letten" fast wie Ironie. Bei solchen Methoden soll Lettland lettisch werden?

+

Das lettische Volk ist zahlenmäßig sehr klein. Die 1,4 Millionen Nationalletten machen bei weitem noch nicht einmal die Hälfte der Einwohnerzahl der Reichshauptstadt Berlin aus. Die biologische Mächtigkeit, die völkische Substanz des Lettentums ist nur gering. Mit einem solch schwachen Volk kann man nicht ungestraft die Experimente machen, wie sie die Politik des Ulmanis-Regimes darstellt. *Man kann sich wohl eine großartige Vergangenheit konstruieren, aber nicht eine große Zukunft.* Und ist es vielleicht die Furcht vor der Zukunft, die die Letten in die Vergangenheit flüchten läßt? Sie werden nicht müde, ihre Vergangenheit, ihre Geschichte — sagen wir — zu „korrigieren". Wir haben bereits auf die „Revisionen" hingewiesen, die die lettische Geschichtsschreibung von heute an der Vergangenheit des lettischen Volkes vorgenommen hat und weiterhin vornimmt. Wir haben einen neuen Fall zu verzeichnen. Vor kurzem ist in Lettland ein neues Gesetz über Orden und Ehrenzeichen in Kraft getreten. Es sind zwei neue Orden gestiftet bezw. wieder erneuert worden, der „Wesstürs-Orden" und das „Anerkennungskreuz". Aus diesem Anlaß hat der Sekretär des Staatspräsidenten Ulmanis der lettischen Presse eine Erklärung über die Bedeutung dieser Ehrenzeichen gegeben, die wir nach dem in der Presse wiedergegebenen Wortlaut zitieren: „Der Wesstürs-Orden", so wurde gesagt, „ist zur Erinnerung an das alte selbständige Lettland begründet worden. Durch seinen Namen und seine Jahreszahl ehrt er den mutigsten, kriegstüchtigsten und im Einigkeitsgeist mächtigsten alten lettischen König *Wesstürs*. Im Jahre 1219 zerschmetterte er bei seinem Eintreffen in Meschotne, alle damaligen Stämme der Semgaler vereinigend, die Kriegsmacht des Deutschen Ordens, indem er ihn für längere Zeit unschädlich machte. In unserem Ordenssystem wird der Wesstürs-Orden für Verdienste um die Verteidigung und Sicherheit des Staates, hauptsächlich an die Angehörigen der Wehrmacht verliehen werden . . . Das Anerkennungskreuz resp. der Anerkennungsorden wurde im Jahre 1710 gestiftet und nun in Erinnerung an die ruhmvolle Zeit des Herzogtums erneuert . . . Die beiden neuesten Orden knüpfen Bande zu der teuren und lieben Vergangenheit, die uns nicht genommen werden kann. In den Satzungen und Ordensabzeichen sehen wir Jahreszahlen, die unsere Orden neben viele älteste Orden stellen und von einer alten Geschichte sprechen . . . Die Devisen sind nicht von Fremden entlehnt, sondern nach bestem Wissen und nach der Wahrheit ausersehen. Die Devise des Wesstürs-Ordens („Seid stark und kämpft") stammt aus der *Chronik Heinrichs*, unserer ältesten (lettischen) Geschichtsquelle . . . Wenn für das Anerkennungskreuz das Ordensband aus der Herzogszeit beibehalten wird (rot mit einem silbernen Rand), so soll der Wesstürs-Orden ein purpurrotes Band haben. Damit nichts kopiert wird, wird der Staatspräsident die endgültige Farbennuance sowie den Entwurf für die Orden bestätigen."

+

Zu dieser lettischen Erklärung über die neuen Orden genügt ein kurzer Kommentar. Der Chronist Heinrich, den die Letten „Heinrich den Letten" nennen, ist ein deutscher Geistlicher, der aus der Gegend von Kappenberg in Westfalen stammt. Die Chronik, die Heinrich hinterlassen hat, ist mehrfach überarbeitet worden, also nicht zuverlässig.

Über den Semgaller-Führer Weestürs, der ansonsten unter dem Namen Westhard von Terwetten bekannter ist, weiß Heinrich nur sehr wenig zu berichten. Westhard soll es verstanden haben, die Semgaller fest unter seiner Führung zu halten. Der Name Westhard weist mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß wir es bei diesem Mann mit einem Häuptling germanischer Abstammung zu tun haben, der mit wenigen Stammesgenossen und Vertrauten einen fremden, unterworfenen Stamm beherrschte. Die Geschichte kennt viele solcher Fälle. Von einer Schlacht in Meschotne, in welcher Westhard die Kriegsmacht des Deutschen Ordens für längere Zeit unschädlich gemacht haben soll, konnte der Verfasser dieses Beitrages in den ihm zur Verfügung stehenden Geschichtsbüchern trotz heißen Bemühens leider nichts erfahren. Der Verfasser neigt der Ansicht zu, daß auch die ihm nicht zugänglichen Werke über die Tat des Semgallerhäuptlings schweigen. Das lettische Volk oder vielmehr seine moderne Geschichtsschreibung ist aber gerade auf Westhard, den sie „Weestürs" nennt, sehr stolz. Bei dem Stifter des Anerkennungskreuzes handelt es sich um einen der letzten Herzöge Kurlands, Friedrich Wilhelm, der am Hofe seines Stiefvaters in Bayreuth, dann in Berlin und Erlangen erzogen wurde und später eine Nichte Peters des Großen heiratete. Herzog Friedrich Wilhelm aus dem Hause Kettler ist verhältnismäßig früh und plötzlich gestorben. Außer der Tatsache, daß er einen Orden — „ordre de la reconnaissance" — stiftete, ist von seiner Regierungstätigkeit nicht viel bekannt geworden. Es ist dagegen aufgefallen, daß die lettische Geschichtsschreibung in der letzten Zeit die Erinnerung an die Herzöge von Kurland zu pflegen sich bemüht. Welche Pläne sie damit verfolgt, läßt sich aber leicht erraten. Auch Herzöge sind wehrlos, wenn sie einmal tot sind.

A. R.

Haben die Balten germanisiert?

Die Frage nach dem Verhältnis des baltischen Deutschtums zum lettischen und estnischen Volk in der Vergangenheit ist auch heute, nachdem seit der Gründung der Staaten Lettland und Estland bereits 20 Jahre vergangen sind, nicht verstummt. Die Frage wird immer wieder aufgeworfen und bestimmt, mehr oder weniger deutlich, die Haltung großer Teile beider Völker nicht nur zu den deutschen Volksgruppen, die innerhalb der lettischen und estnischen Staatsgrenzen leben, sondern auch ihr Verhältnis zum Reiche und zum Gesamtdeutschtum.

Gegen das baltische Deutschtum werden oft schwere Vorwürfe erhoben. Aber man fragt dabei nicht nach dem Geist und nach den Anschauungen, die in der Vergangenheit herrschten und die Haltung der Menschen bestimmten, die Kinder ihrer Zeit waren. Man vergißt, daß die Baltendeutschen selbst zusammen mit den Esten und Letten in einem fremden, im russischen Staate lebten, gegen den sie sich behaupten mußten, und man ist leicht geneigt, über die hohen Leistungen hinwegzusehen, die das baltische Deutschtum in den Gebieten, die heute den lettischen und den estnischen Staat bilden, zu verzeichnen hat. Man fragt wenig danach, welche Beziehungen geistiger Art zwischen den baltischen Deutschen und den Letten und Esten bestanden haben und vor welche Probleme das baltische Deutschtum sich in dieser Hinsicht gestellt sah. Wird die geistige Förderung dieser Völker auch ihre nationale Emanzipierung nach sich ziehen oder bedroht die Berührung mit deutschem Geistesgut ihr Volkstum? Sollen diese Völker germanisiert werden, oder sollen sie in ihrer völkischen Eigenart gebildet werden? Welche Haltung nahmen führende und maßgebende Balten zu diesen Fragen ein?

Die Antwort auf diese Frage ist sehr aufschlußreich und auch heute von aktueller Bedeutung. Dr. Heinrich Thimme hat in seinem Buch „Kirche und nationale Frage in Livland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" — Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 19, Osteuropa-Verlag, Königsberg, Berlin — diese Frage zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Er beschränkt sich dabei auf das Livland der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts und stellt Kirche und Geistlichkeit in den Vordergrund, die beide am stärksten und unmittelbarsten mit dem Lettentum in Verbindung kamen. Thimme zeigt auf, welcher Ansicht die führenden Männer der Kirche über die Folgen einer allgemeinen Bildung der Letten für die sozialen und nationalen Verhältnisse des Landes waren. Dabei wird deutlich, wie unterschiedlich und uneinheitlich diese Ansichten waren.

Es gibt erstaunlich hellsichtige Männer, wie etwa P. Schilling, der in einem Vortrag erklärte: „Laßt eine politische Chance eintreten, nur die eine, ... daß Germanentum und Slawentum gegeneinanderplatzen, und der Herr dann auch dem Lettenvolk noch eine Stelle gibt, wenn auch nur im Anschluß an die eine oder die andere der siegenden Parteien, dann, wenn dieser Kampf etwa in den Ebenen der Wallachei begonnen, in Österreichs weiten annektierten Ländereien fortgeführt und durch Polen hindurch in Livlands Gefilden zu Ende gebracht wird, dann wird man sehen, daß auch dieses Volk Revolution zu machen versteht..." Der Superintendent Walter aber wieder fragt: „Ist... der Gedanke noch nicht gekommen, daß ein Volk, das von seiner Geschichte keine Nachrichten und nicht einmal geschichtliche Volkslieder hat, keinen Boden hat für die Entfaltung einer Nationalität?"

Bielenstein sieht voraus: „Ich glaube, daß zunächst das Zerwürfnis (zwischen Deutschen und Letten) schlimmer wird." Er kommt zu dem Ergebnis: „Der eigentliche Hauptzweck der Deutschen im Land ist gewesen und soll es auch bleiben: das Land zu evangelisieren, nicht zu germanisieren". Aber bedeutet Germanisierung nicht Sicherung gegen die russische Gefahr? Bedeutet Germanisierung zu dieser Zeit und in diesem Gebiet nicht in sehr vielen Fällen Begabtenauslese? Dr. Thimme schreibt: „Die einfachste Form einer Ordnung der völkischen Verhältnisse, einer Beeinflussung und Umformung der Letten, wäre die physische Vermischung gewesen. Bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit der Deutschen hätte aber ein derartiger Versuch in größerem Maßstab zum umgekehrten Erfolg geführt. Dieser Weg einer Germanisation war versperrt. So war man von vornherein in seiner Einwirkungsmöglichkeit auf die Letten auf bewußte und geistige Mittel angewiesen. Zwei Wege blieben, die soziale und die kulturelle Annäherung und Gleichstellung." Hieraus aber ergab sich die Frage: Sollen die Letten Deutsch lernen? Aber: „Deutschlernen oder lettisch sprechen, das bedeutete gewöhnlich dasselbe wie germanisieren oder lettisch bleiben." Die Sprachenfrage war eine zentrale Frage. In Hinsicht auf die soziale Angleichung aber tauchte bei vielen die traditionelle Gleichsetzung von Stand und Nationalität, von Bauer und Lette, auf. Launitz sagt: „Fünfundzwanzig Jahre habe ich unter den Letten gelebt, die Überzeugung steht mir fest: den Letten germanisieren wollen, heißt sein reines Idiom in ein Kauderwelsch, seine wenigen doch seiner Sprache angemessenen Begriffe von abstrakten Dingen in ein Chaos, sein nationales Tun und Denken in ein Zwitterwesen verwandeln." Thimme macht bei diesem Zitat darauf aufmerksam, daß hier zwar zuerst die „Verwandlung des reinen Idioms in ein Kauderwelsch" gesehen wird, daß von Launitz aber diese Sprachverderbnis schon mit geistigen Veränderungen des „nationalen Tuns und Denkens" in Zusammenhang gebracht wird.

Thimme teilt mit, daß nur einmal ein Mitglied der Ritterschaft auf dem Landtag für Germanisierung eingetreten sei. Im Juni 1833 habe der Kreisrichter von Meiners den Antrag gestellt, daß die Volkssprache und -schule für das Landvolk verändert und daß deutsch gepredigt und gelehrt werden soll. v. Meiners habe die Forderung hinzugefügt, daß die Pastoratsländereien verkauft, und den Bauern ein Grundeigentum an Buschländereien abgetreten und unter bestimmten Bedingungen ganz vom Eigentum des Grundherrn abgesondert werden soll. Diese letzten Forderungen des Antrages hatten eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Bauern zum Ziel und zeigten, daß der Antrag auf sprachliche Entnationalisierung der lettischen Bauern nicht aus einer Feindschaft zum Lettentume herausgestellt wurde. Der Landtag lehnte jedoch ab. Er beschloß, den Antrag „als nicht gemäß dem Bedürfnis der Zeit nicht anzunehmen, weil diese gewaltsame Veränderung der Nationalität des Bauern, die innig mit seiner Sprache zusammenhängt, den Bauern seinem eigentlichen Charakter entfremden würde, ohne ihm eine höhere Bildung zu sichern."

Es ist nicht möglich, auf engem Raume die Vielfalt der Ansichten über die Haltung zum Lettentum wiederzugeben. Es kam hier darauf an, auf das wichtige Buch Dr. Thimmes aufmerksam zu machen. Das Buch gibt viele Beweise dafür, daß es wirklich nicht möglich ist, mit dem Begriff „Balte" lediglich eine abgeschmackte Vorstellung von absitigem Herrenmenschentum zu verbinden. Das baltische Deutschtum war stets in einer völkisch und politisch sehr gefährdeten Lage. Es mußte zunächst an sich selbst denken. Doch stets ist seinen besten Männern das Zusammenleben mit den Letten und Esten als ein schweres Problem erschienen, mit dem sie ehrlich rangen und unabschätzbar wird immer die kulturelle Bedeutung bleiben, die das baltische Deutschtum für die Völker der Esten und Letten getan hat.

Reiß.

Grenzpsychologie

„Der Tintenstrich auf Löschpapier" — Geographie und Volkstum
Wägbares und Unwägbares bei einer Grenzziehung
Grenzlandgeist und Ritterlichkeit

Durch das Problem der Abtrennung der Sudetenlande von der Tschecho-Slowakei und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Schaffung einer neuen, endgültigen Grenze hat zum erstenmal im Nachkriegseuropa das Problem einer Grenzziehung an einem praktischen Beispiel wieder auferstehen lassen. Wo es darum geht, endgültige Lösungen zu schaffen und eine Form zu finden, die Natur und Vernunft Genüge leistet und Aussicht auf ewigen Bestand zu besitzen, bedarf es einer Klärung der Begriffe und Gegebenheiten. Eine solche Klärung schärft zugleich den Blick eines jeden Menschen für die allgemeinen politischen Gegebenheiten.

Man verbindet mit dem Begriff der Grenze meist die Vorstellung von etwas Trennendem, Auseinanderhaltendem. Die leidvolle Erfahrung der Kriegs- und Nachkriegsjahre gewöhnte uns sogar daran, daß nicht bloß Verschiedenes, sondern auch Zusammengehöriges durch Grenzen auseinandergehalten werden kann, da der Körper unseres Volkstums kreuz und quer zerschnitten wurde. Dennoch erschöpft dies den Grenzbegriff nicht, trifft nicht sein Wesen. Der Einfluß, den die „Mark" als Scheidelinie beiderseits ausübt, die Veränderung an Land und Leuten, die ihr bloßes Vorhandensein zur Folge hat, wirkt sich auf beide Anrainer aus; um ein Bild zu gebrauchen, etwa so: wie ein auf Löschpapier gezogener Tintenstrich, der breit auseinanderfließt und einen ganzen Streifen des aufnahmewilligen Stoffes durchtränkt. Um den Grenzpfahl oder Schlagbaum schwebt eine besondere Atmosphäre, die den Binnenländer eigenartig berührt; hier gedeiht eine Lebensform, die in vielem abweicht von der gesicherten und behaglichen Existenz des von Grenzersorgen unbeschwerten, mindestens nicht unmittelbar betroffenen Volksgenossen fern vom Schuß. Das „Schießen" ist zwar nicht wörtlich zu nehmen (obwohl auch dies vorkommt), aber es handelt sich doch um Fronten, die geistig und wirtschaftlich gegeneinander aufmarschiert sind, Stellungen beziehen und sich zweckmäßig einrichten. Dementsprechend wirkt ihr Einfluß auf Etappe und Hinterland zurück.

+

Dieser Einfluß hängt zunächst davon ab, ob das Siedlungsgebiet eines und desselben Volkes vom Grenzverlauf geschnitten oder ob fremdvölkische Körper in ihrem Ausdehnungsdrang gehemmt werden. Nur die (nach Wilson!) klar erkennbare Völkerscheide kann man als befriedigend, ja notwendig empfinden, wirkt sie doch wie ein Zaun, eine Schranke zwischen nicht zusammengehörigen, eigenwilligen Menschengruppen, die ihre gesonderten Wege gehen, in ihrer Arbeit und Lebensführung ungestört bleiben wollen. Hat die Natur keine hemmenden Schranken errichtet, wo man

ihrer bedarf, so schafft der Mensch künstliche Hindernisse: chinesische Mauer, römischer Limes, Trajanswall, Piktenwall, Danewerk, Verhaue in den böhmischen Wäldern, Maginotlinie, bis zu den neuesten Befestigungsanlagen um die Tschechei, obwohl man hier gern auch von einem natürlichen Gebirgsrahmen sprach, — er schien den Machthabern aber nicht fest genug. Hat man die Annäherung solcherart erschwert, so fühlt man sich einigermaßen geborgen.

Umgekehrt wird der Schnitt durch den Siedlungsraum einer geschlossenen Volkseinheit als nationales Unglück, zumindest als ein im höchsten Grade störender Eingriff in die eigene Häuslichkeit empfunden; ganz besonders dann, wenn die Gestaltung der Erdoberfläche, die vertikale Gliederung wie Gangbarkeit flachen Landes mit den Bedürfnissen völkisch reinlicher Abgrenzung mangelhaft oder gar nicht übereinstimmt. Ein klassischer Boden hierfür war ja die alte Donaumonarchie und sind die neuen Nachfolgestaaten. Die Grenzen des Habsburgerreiches verliefen bekanntlich so, daß die Wohnräume fast aller seiner Völker durchschnitten wurden und die Mehrheit der betreffenden Volksgenossen außerhalb blieb. Dies betraf Deutsche, Polen, Ukrainer, Rumänen, Serben und Italiener, eine Tatsache, die außer bei den Deutschen überall zu irredentischen Bestrebungen führte. Wohl kann die physische Geographie dem entgegenwirken, wenn Berg- und Flußscheiden mit den Völkergrenzen nicht übereinstimmen, wenn beispielsweise die Karawanken von den Slowenen, die Transsylvanischen Alpen von den Rumänen ein Stück ihres Siedlungsgebietes abschneiden oder wenn im Donau-Theiß-Becken wie im böhmischen Kessel verschiedenes Volkstum sich zusammenfindet. Die einigende Wirkung der Elemente des Bodenaufbaus kann so stark sein, daß sie die nationale Anziehungskraft, die von außen kommt, aufhebt, wie wir es an Kärnten und bis zu einem gewissen Grade auch am Vorkriegs-Ungarn sahen. Jedenfalls gilt es, den rechten Ausgleich zwischen Natur- und Volkstum zu finden, sonst bewahrheitet sich der seinerzeit für die Österreichisch-Ungarische Monarchie geprägte Ausspruch Rudolf Springers (Karl Reimers): „Die Länder zerreißen die Nationen. Kein Wunder, daß die Nationen die Länder zerreißen wollen." Das Schicksal des tschechischen Pseudo-Nationalstaates hat uns in diesen Tagen den lebendigsten Beweis für die absolute Richtigkeit dieses Satzes erbracht.

+

Die Grenze wird nach dem Vorbild der politischen Landkarte meist als Linie gedacht. In dünn besiedelter oder unbewohnter Gegend mag dies gelten, da sich hier kaum jemand durch sie beschwert fühlt. Anders im menschenerfüllten, historisch belasteten Raum: da hat der „boundary maker", der Grenzmacher, mühevolle Arbeit zu leisten und auf unzählige Einzelheiten Rücksicht zu nehmen, soll sein Werk den Meister loben und nicht wie ein rotes Tuch auf den Stier wirken. Dies letztere gelang den Staatskünstlern der Pariser Vorort„verträge" nur allzu vollkommen! Der richtige Staatsmann muß sich besonders mit den erwähnten Einzelheiten (Rudimente oder Restzustände nennt sie Karl Haushofer) auseinandersetzen; denn Nadelstiche erzeugen oft tiefere Erbitterung als Schwerthiebe. „Dienstbarkeiten, zusammenhaltende Kleinräume, kartographisch erfaßbare und nicht eingetragene, überlieferungsmäßige Zustände der Grenzgesellschaft immaterieller und materieller Art, Durchfahrtsrechte, Weiderechte, religiöse Territorialansprüche aus uralter römischer Provinzialeinteilung, Kulturgebilde aus längst verschollenen Reichsbildungen, politische Neidzipfel, wirtschaftlich wichtige Flußzutritte, Tränkrechte, Mutungen auf Bodenschätze müssen abgewertet werden. Zeichen früherer Instinktlosigkeit, Spuren juristischer Rechthaberei wirken sich aus; aber freilich auch beharrliches Festhalten von Ansprüchen und Rechten, wie etwa wohlerworbene Servitute auf Privatgrundstücke, Gründe, die oft stärker sind als die neuentstehende Grenze." Mit Recht wird betont, daß sich vieles Unwägbare und doch psychologisch Entscheidende nicht in die Karte eintragen läßt, so namentlich nicht die „Vertiefung" in den Heimatboden und die Lebensform des umgrenzten Vaterlandes im Gegensatz zur anders gearteten Nachbarschaft. Rein flächenhafte Verschiebungen der Grenze ohne Rücksicht auf dies Unwägbare können daher weder befriedigen, noch gar als endgültig erscheinen, — man müßte denn alle Kulturzeugen des eigenen Volkstums wie Bauten, geschichtliche Denkmäler, boden-

ständige Kunstwerke mit über die Fläche vor- oder zurückschieben können!

+

Unter dem Einfluß der trennenden Last und Beschwer bringenden Grenze werden die Anwohner beiderseits sowohl vorsichtig und mißtrauisch, als auch kühn und wagemutig. Schmuggelei als sittlichen Mangel zu betrachten gelingt nicht allen Sterblichen, am wenigsten in Grenznähe; die sonst reichlich ungern wahrgenommenen Anzeichen derselben wecken aber in gewissem Betracht das Heldische im Menschen. Die Bereitschaft für allerlei unangenehme und unvorhergesehene Zwischenfälle, auf die der Grenzanwohner stets gefaßt sein muß, die Schnelligkeit, mit der er sich plötzlich geänderten Verhältnissen anzupassen hat, die Wehrhaftigkeit, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist, auch wenn es sich nicht — wie vormals im Südosten der Habsburgermonarchie — um eine ausgesprochene, kriegerisch organisierte „Militärgrenze" handelt, all diese heutzutage sehr brauchbaren Eigenschaften erschöpfen noch nicht das Wesen der Sache. Dies liegt nämlich darin, daß die trotz allen Hindernissen doch enge Berührung mit dem Volkstum jenseits des Schlagbaums wie ein nationaler Jungbrunnen wirkt, und zwar in jedem Falle, ob drüben dieselbe oder eine fremde Sprache gesprochen wird.

+

Denn es entzündet sich am fremden Volkstum schon durch das Bewußtsein des Gegensatzes das eigene Nationalgefühl und lodert zu einer Höhe auf, wie sie der ruhig wohnende Binnenländer zumeist gar nicht kennt; geht aber der Schnitt durch das lebendige Fleisch des eigenen Volkskörpers, so wird dieser schmerzliche Zustand erst recht alle denkenden und empfindenden Söhne und Töchter des gleichen Vaterhauses und der gleichen Muttersprache auf ihren edelsten Besitz, ihr angestammtes Volkstum, aufmerksam machen, ihren Grenzlandgeist wecken. Diese Gesinnung, die zu beiden Seiten der Grenze, der „Friedensfront", entsteht, — entstehen muß, wenn es mit rechten Dingen zugeht —, trennt aber nicht bloß, sie verbindet vielmehr infolge des gleichen Schicksals alle hüben und drüben, soweit sie guten Willens sind. Die von vollem Verständnis für einander erfüllten Frontkämpfer des Weltkrieges zeigen uns da einen Weg zur Völkerverständigung; sie muß möglich sein, wenn man beiderseits will; und Grenzlandgeist unterscheidet sich vom Geist der Kriegsfront nur durch die Mittel, die er anwendet, nicht durch das Wesen das bei ehrenhaften Völkern ritterliches Gepräge trägt. Trifft dies zu, so vermag selbst das unerfreuliche, dichte Netz der neuen Grenzen, das die Pariser Vorortdiktate über das bedrängte Mitteleuropa warfen, Günstiges zu wirken, seelisch zu heben, wenn es sich nur nicht zu einem alles Leben erstickenden Gestrüpp verhärtet. Und wo böte sich mehr Gelegenheit zu solch erwünschtem Einfluß, als in dem Gewirr der Völker- und Staatengrenzen zwischen Baltikum und Balkan?

Dr. Georg A. Lukas-Graz.

Deutsche Stadtrechte im Osten

Die Preußische Akademie der Wissenschaften hat auf der letzten Sitzung ihrer philosophisch-historischen Klasse folgende Preisaufgabe für das Jahr 1941 gestellt: „Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa."

Zur Erläuterung wird folgendes hinzugefügt: Die Ausbreitung des deutschen Stadtrechtes nach dem Osten, die einen der bedeutsamsten Vorgänge in der europäischen Kulturentwicklung und eine der größten Leistungen des deutschen Volkes auf kulturellem Gebiet darstellt, hat bis jetzt noch keine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Untersuchung erfahren. Wenn die Akademie eine Arbeit über diese Frage als Preisaufgabe stellt, so erwartet sie, daß der Bearbeiter sich nicht nur mit dem Umfang, sondern auch mit den Gründen der Verbreitung beschäftigt und namentlich die Frage zu beantworten sucht, welche Vorbedingungen in den einzelnen außerhalb der Grenzen des Deut-

schen Reiches gelegenen Stätten für die Einführung des deutschen Rechtes gegeben waren. Dabei soll er aber im besonderen auch die Frage nach dem Verhältnis von deutschem Recht und deutscher Bevölkerung behandeln. Die Untersuchung soll sich auf Nordosteuropa beschränken, das heißt den Raum zwischen dem Sudeten- und Karpatengebiet einerseits, der Ostsee andererseits, der Elbe und Saale im Westen und den letzten Ausläufern deutschen Stadtrechtes im Osten erfassen. Der ausgesetzte Preis beträgt 5000 Reichsmark. Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein und Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, durch Beschluß der Klasse von der Bewerbung ausgeschlossen werden. Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Spruchwort zu bezeichnen und dieses auf einem beizufügenden, versiegelten, innen den Namen und die Anschrift des Verfassers angebenden Zettel außen zu wiederholen. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1940 in der Akademie einzuliefern. Die Verkündigung des Urteils ist für die Leibnizsitzung des Jahres 1941 vorgesehen.

Es ist erfreulich, daß die Preußische Akademie der Wissenschaften eine solch zeitgemäße und lebensnahe Aufgabe stellt und es wäre zu begrüßen, wenn sich recht viele Bewerber fänden, obwohl die Beschränkung der Arbeit auf Nordosteuropa leicht dazu führen kann, daß die ebenso dringliche deutsche Stadtrechtsforschung im Südosten vernachlässigt wird.

W. S.

Liegt Posen in Pommern?

Was namhafte deutsche Kritiker vom Osten wissen

Wir Ostdeutsche sind wahrhaftig nicht verwöhnt, was die Kenntnisse des normalen Binnendeutschen über unsere Schicksale und die Lage in unserem Lebensraum anbetrifft. Wir sind zwar weit davon entfernt, das als unabänderlich hinzunehmen, nehmen es aber nicht allzu tragisch, weil wir die schöne Gewißheit haben, daß die entscheidenden Menschen sehr wohl mit diesen Dingen vertraut sind. Jeder Ostdeutsche, der in seiner Heimat Menschen aus dem Reichsinnern begegnet, oder auf einer Reise dorthingeführt wird, sucht daher in aller Ruhe den vorhandenen Irrtümern entgegenzuwirken und um eine Stärkung des Verständnisses für die Interessen seiner Heimat besorgt zu sein.

Mit Empörung und mit aller Schärfe muß er aber solchen Irrtümern und Schiefheiten entgegentreten, wenn sie in Wort und Schrift verbreitet werden, und zwar von Menschen, die auf Grund ihres Bildungsgrades oder ihrer beruflichen Stellung den Anspruch auf die Gültigkeit ihres Urteils erheben. Von einem solchen Fall berichtet der ostdeutsche Dichter Erhard Wittek in der von Will Vesper herausgegebenen Zeitschrift „Die Neue Literatur" (Heft 9, September 1938):

„Jeder Buchkritiker würde — so heißt es dort — es zweifellos als eine Bloßstellung seiner selbst empfinden, wenn ihm bei der Besprechung eines Buches, dessen Held etwa ein Schwabe ist und von dem immer wieder erzählt wird, wie sehr er sich nach seiner Heimat Schwaben sehnt, wenn also dem Besprecher der Fehler unterliefe, diesen Mann als Bayern zu bezeichnen. Immerhin wäre ja dieser Fehler noch nicht einmal so tragisch, denn Schwaben grenzt ja schließlich an Bayern. Auch wenn man Sudetendeutschland mit Oberösterreich verwechseln würde, so sind wir uns wohl darüber einig, daß das sehr betrüblich wäre.

Der Held meines Buches „Bewährung der Herzen" ist Posener. Er flieht aus französischer Gefangenschaft, und es wird zu wiederholten Malen von seiner Heimat gesprochen, die deutlich und oft beim Namen genannt wird. Es war nicht nur Vorahnung, es war auch Wissen von dem, was der heutige Deutsche über die Ostprovinzen des Reiches weiß, wenn ich an einer Stelle meines Buches schrieb: „Wer

kennt sich schon mit den Namen dieser kleinen Städtchen dort hinten aus — außer uns, die wir aus dem Osten stammen." Trotz dieser deutlichen Warnungstafel schreibt ein bekannter Kritiker, der mit Recht einen sehr guten Namen in der deutschen Öffentlichkeit hat, daß der Held meiner Novelle in seine „pommersche Heimat" zurückkehre; er schreibt das wiederholt in verschiedenen und häufig recht eingehenden Besprechungen meines Buches. Ein weiterer Kritiker spricht nun davon, daß Rudolf Bunk, der Held meiner Novelle, Ostpreuße sei. Posen hat aber weder mit Ostpreußen noch mit Pommern jemals eine gemeinsame Grenze gehabt! Es gilt zweifellos bei uns als Bildungsfehler, nicht zu wissen, wo Memmingen oder Göppingen, wo Schliersee oder Triberg liegt, es ist aber offenbar unwichtig, zu wissen, ob eine ganze große, uns allerdings im letzten Kriege entrissene Provinz Posen oder Ostpreußen oder Pommern heißt. Wir wissen heute über — Siebenbürgen Bescheid und über das Banat und über das Schicksal der Deutschen dort (und niemand begrüßt das mehr als wir, die wir von den Grenzen des Reiches stammen), eine Provinz aber, deren Grenze in Luftlinie 120 km von Berlin entfernt ist, von Frankfurt an der Oder etwa 50 km, kennt man so wenig, daß gebildete und deutschbewußte Männer sie mit anderen Provinzen in einem Maße verwechseln, daß man annehmen muß, daß diese Männer von ihrem Vorhandensein überhaupt nichts wissen.

Das Betrübliche daran ist aber, daß bestimmt kein einziger Pole, der auch nur etwas Bildung besitzt, etwa Allenstein nach Schlesien verlegen würde oder Glogau nach Ostpreußen. Und doch haben diese beiden Mittelstädte niemals zu Polen gehört, wohl aber hat die Großstadt Polen als Hauptstadt der gleichnamigen, großen Provinz 150 Jahre zu Deutschland gehört. Das ist eine Angelegenheit, über die sich nachzudenken lohnt."

Wir unsererseits bewundern den Langmut und die Güte des protestierenden Dichters. Nach unserer Meinung hätten es die beiden Herren „Kunstbetrachter" verdient, mit voller Namensnennung angeprangert zu werden. Denn hier kann man schon nicht mehr von Harmlosigkeit oder Dummheit sprechen, sondern nur von politischer Verantwortungslosigkeit. Denn wohin uns die künftige politische Entwicklung auch führen mag, schließlich handelt es sich hier um einen der schmerzvollsten und für das ganze Reich einschneidendsten Gebietsverluste des Versailler Schanddiktats. Dinge, die heute grade auch für einen „Kunstbetrachter" zum selbstverständlichen Wissensgut gehören müssen. Leider gibt es aber auf literarischem Gebiet noch genug solche Erscheinungen, für die Deutschbewußtsein und politische Disziplin nur notwendige Konzessionen an die Konjunktur sind, hinter denen der alte „l'art-pour-l'art"-Standpunkt fröhlich weiterexerziert wird.

f.

Du mußt wissen, daß ....

.... durch die Befreiung des sudetendeutschen Volksbodens rund 25 000 Quadratkilometer ziemlich dicht besiedelten Gebietes an das Reich gekommen sind. Das ist ein Land von der doppelten Größe Sachsens und fast dem gleichen Umfang wie das Königreich Belgien.

+

.... durch die neue Grenzziehung, abgesehen von den Volksinseln Iglau und Brünn, nahezu das ganze Volkstum der Sudetendeutschen in das Gebiet des Großdeutschen Reiches einbezogen wurden. Fast die gesamte ehemalige tschecho-slowakische Grenze wurde revidiert, nur 15 Kilometer im Nordwesten der Grafschaft Glatz werden die alten Schlagbäume tragen. Die Grenzen zwischen Deutschen und Deutschen hören in diesem Gebiet auf!

+

.... die an das Reich fallenden Gebiete wichtige Industriezweige umfassen: Textilindustrie (Baumwoll-, Woll-, Seiden-, Leinenwebereien), Glas- und Hohlglasindustrie, Porzellan-, Schmuckwaren-, Papier-, Instrumenten- und Nahrungsmittelindustrie. Unter den Bodenschätzen steht an erster Stelle der Braunkohlenbergbau mit einer Förderung von 18 Millionen Tonnen im Jahre 1937, der zugleich der chemischen Industrie die notwendige Rohstoffbasis bietet und die Ausbeutung der Eisenerzvorkommen ermöglicht. An weiteren Erzen sind zu nennen: Silber, Blei und Zink. In den Ausläufern des mährisch-schlesischen Gebietes um Mährisch-Ostrau befinden sich auch einige Steinkohlenreviere.

+

.... die Sudetenländer in landwirtschaftlicher Beziehung zwar Zuschußgebiet sind, in dem jedoch einige für Deutschland sehr wichtige Produkte, wie Hopfen und Holz erzeugt werden. In den südlichen Gebieten überwiegt die Land- und Forstwirtschaft. In Südmähren werden Gemüse, Zuckerrüben auf einem fruchtbaren Boden angepflanzt, der agrarisch ärmere Böhmerwald zeichnet sich durch Holzreichtum aus. Im fruchtbaren Eger- und Saazer-Becken liegen die weltberühmten Heilbäder von Karlsbad, Marienbad und Franzensbad.

+

.... trotz dieser reichen Produktionsmöglichkeiten das Sudetenland als ein ausgesprochenes Notstandsgebiet zum Reich zurückkommt. Das ist eine Folge der sinnlosen tschechischen Wirtschaftspolitik und der systematischen Vernichtung der sudetendeutschen Wirtschaftskraft. Durch die sogen. Bodenreform gingen der sudetendeutschen Landwirtschaft 600 000 Hektar Boden verloren, der an tschechische Siedler verteilt wurde. Durch Standortverlegung, Entnationalisierung, staatliche Bevorzugung tschechischer Betriebe bei Aufträgen und Investitionen wurde die deutsche Industrie zertrümmert und die erwerbstätige Bevölkerung verelendet.

+

.... ein Tscheche im Jahre 1936 äußerte: „Die Tschecho-Slowakei ist ein kleines Land und kann daher nicht alle seine Einwohner ernähren. Wenn man allen helfen wollte, würde das ganze Land verarmen. Ein Teil der Bevölkerung muß daher verhungern, damit die Mehrheit am Leben bleibt." — Das hört jetzt auf! Die Sudetendeutschen stehen bereit, um ihren Teil am wirtschaftlichen Aufbau des Großdeutschen Reiches beizutragen. Und jeder deutsche Volksgenosse hat durch das WHW. Gelegenheit, mit seinem Opfer zu helfen, daß mit der Behebung der sozialen Not im Sudetenland die Voraussetzung dazu geschaffen wird.

„Der Deutsche im Osten", Heft 1–7, enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe

Rob. Hohlbaum:
Österreich

Karl Viererbl:
Bayrisches Grenzland

H. Chr. Kaergel:
Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur

Heinz Kindermann:
Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart

W. Daitz:
Deutschland und der Ostseeraum

Niels von Holst:
Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst

Karl Hans Fuchs:
Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit

H. R. Wiese:
Vertiefung der Volksgemeinschaft (Breslaus völkische Feste)

Novellen
von H. Fr. Blunck, Paul Brock, H. Chr. Kaergel, Joseph Handl und Heinrich Stieghorst

Gedichte
von Agnes Miegel, Gottfried Rothacker, Martin Damß, Herybert Menzel, Paul Niekrawietz, Erich Post, Thilo v. Trotha und Peter Barth

Fortlaufende Lageberichte über das Deutschtum im Osten

Ständige Bildaufsatz-Reihe: „Städte im Osten"

Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter

Die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten" gibt in den bisher erschienenen 7 Heften einen vollständigen Überblick über den Ablauf der tschechischen Frage! Heft 1—7 wird auf Wunsch nachgeliefert!

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236

Danziger Verpackungsindustrie A. G.

DANZIG

Aus Papier und Pappe

Verpackungen aller Art

Herausgeber: Wilhelm Zarske
unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.
Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).
Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C 1, Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.
Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)
Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).